

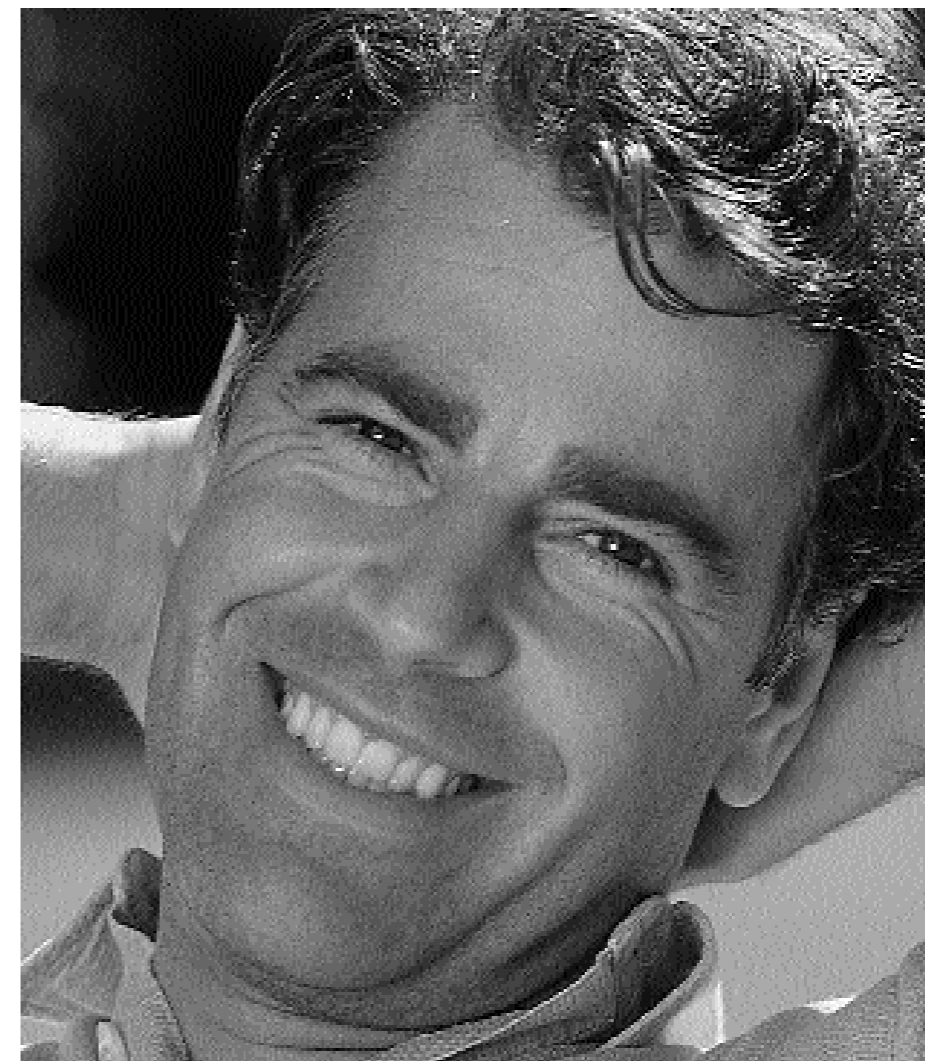
Ausgabe 2000

Kongreß für
kontextuelle Evangelisation
20. bis 23. September 1999

Eine Dokumentation

Evangelische Kirche
von Westfalen
Amt
für missionarische Dienste
Olpe 35
44135 Dortmund
Telefon (02 31) 54 09 60
Telefax (02 31) 54 09 66
E-Mail: amd.ekvw@gmx.de

Gottes Lust am Menschen



VORBEREITUNG

Theologische Plattform „**Kontextuelle Evangelisation im gesellschaftlichen Wandel**“ 6

ERÖFFNUNG

Grußwort
des Ratsvorsitzenden der EKD
Präses Manfred Kock 12

Von der Konsultation zum Kongreß
Einführende Worte
Pfarrer Rolf Zwick 14

Kontextuelle Evangelisation im gesellschaftlichen Wandel
Rundgespräch
mit Präses Manfred Kock,
Pfarrerin Monika Deitenbeck-Goseberg,
Superintendent
Dr. Burghard Krause und
Pfarrer Eckard H. Krause 15

VORTRÄGE

Evangelisierung im Kontext der Postmoderne
Ruf zur Umkehr und kulturelle Plausibilität
Prof. Dr. Paul M. Zulehner 22

Von der Arroganz, Jesus Christus als das eine Wort Gottes zu verkündigen
Superintendent
Dr. Burghard Krause 29

Fragerunde
mit Prof. Dr. Paul M. Zulehner und Superintendent
Dr. Burghard Krause 31

Evangelisierende Gemeinde
Die Gemeinde als Subjekt der Evangelisation
Landeskirchenrat Klaus Teschner ... 35

Ist die Aufgabe zu groß – sind die Kräfte zu klein?
Einwurf aus Ostdeutschland
Bischof Eduard Berger 39

WORKSHOPS

Thomasmesse
Pfarrer Andres Michael Kuhn 43

Klartext im Kontext
Pfarrer Klaus Jürgen Diehl 45

Kirche auf dem Markt
Marketing-Koordinator
Klaus-Martin Strunk und
Pfarrer Peter Böhlemann 47

Von der Volkskirche zur mündigen Gemeinde
Pfarrer Dr. Hans-Jürgen Abromeit und
Pfarrer Hans-Ulrich Kessler 51

Evangelisation im Trend
Pfarrer Dr. Reiner Knieling 54

Die Körpersprache der Gemeinde
Pfarrerin Monika Deitenbeck-Goseberg 57

SENDUNG

Gottes Lust am Menschen Predigt zu Psalm 18,20 / Pfarrer Eckard H. Krause 59

EIN ERGEBNIS

Villigster Anstöße für eine Kirche im Umbruch 63



Gottes Lust am Menschen – unter diesem Titel lud ein Initiativkreis von Theologinnen und Theologen aus mehreren evangelischen Landeskirchen zu einem *Kongreß für kontextuelle Evangelisation* ein, der vom 20. bis 23. September 1999 mit 170 Teilnehmerinnen und Teilnehmern in Haus Villigst in Westfalen stattfand. Der Initiativkreis, der die internationalen Erfahrungen der Lausanner Bewegung für Weltevangelisation für die missionarische Praxis der Kirche in Deutschland fruchtbar machen möchte, hatte in mehreren Klausurtagungen eine theologische Plattform erarbeitet: *Kontextuelle Evangelisation im gesellschaftlichen Wandel – Herausforderungen zur Erneuerung von Kirche und Gemeinde*, die auf dem Kongreß einer breiteren kirchlichen Öffentlichkeit vorgestellt und intensiv diskutiert werden sollte. Dazu wurden namhafte Repräsentanten der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), unter ihnen der Ratsvorsitzende der EKD, Präses Manfred Kock, und der Greifswalder Bischof Eduard Berger eingeladen, die auf unterschiedliche Weise ihre Erkenntnisse und Erfahrungen in das Kongreßgeschehen einbrachten. Ausgesprochen dankbar waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer für die inspirierenden und zum Teil provozierenden Ausführungen des katholischen Pastoraltheologen Prof. Dr. Paul M. Zulehner aus Wien. Daneben trugen Mitglieder des Initiativkreises wie Landeskirchenrat Klaus Teschner aus Düsseldorf und Superintendent Dr. Burghard Krause aus Rotenburg mit ihren theologischen Ausführungen entscheidend zum Programm des Kongresses bei.

Dennoch ging es den Veranstaltern keineswegs nur um theologische Begründungen und Einsichten für eine dem jeweiligen Kontext gerecht werdende evangelistische Praxis. Zum Programmangebot des Kongresses gehörte eine breit gefächerte Palette von Praxis-Workshops, in denen es ebenso um Fragen nach der angemessenen Sprache in der missionarischen Verkündigung ging wie um die Suche nach einladenden Gottesdienstformen für säkulare Zeitgenossen oder um das Plädoyer für ein spirituelles Gemeinmarketing, mit dem sich die Gemeinde dem Markt der wachsenden religiösen Konkurrenz stellt.

Der Kongreß schloß mit der Verabschiedung der *Villigster Anstöße*, die zuvor in Kleingruppen von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern diskutiert worden waren. In diesen *Villigster Anstößen* bekräftigen die Kongreßteilnehmer ihre Bereitschaft, dem missionarischen Auftrag im eigenen Leben hohe Priorität einzuräumen, sich dazu mit anderen Christinnen und Christen zu verbünden und sich auf die missionarischen Herausforderungen der Postmoderne einzulassen. Zugleich wurden mit den *Villigster Anstößen* Erwartungen an die Kirchenleitungen formuliert, das bisherige Ausbildungssystem den missionarischen Herausforderungen anzupassen und in den parochialen Strukturen flexibler zu werden, um sich auf die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einzulassen und mit dem Zeugnis des Evangeliums den Menschen unserer Tage gerecht zu werden.

Die wenige Wochen nach dem Kongreß stattfindende Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland in Leipzig hat in erfreulicher Weise ein klares Signal zur Bekräftigung der Dringlichkeit des missionarischen Auftrags der Kirche ausgesandt. In der von der Synode einstimmig verabschiedeten Kundgebung zum Thema *Reden von Gott in der Welt – Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum dritten Jahrtausend* heißt es unter anderem: „Von dieser Tagung der Synode geht das Signal aus: Die Evangelische Kirche setzt das Glaubenthema und den missionarischen Auftrag an die erste Stelle, sie gibt dabei einer Vielfalt von Wegen und Konzepten Raum, ihr ist an

der Kooperation und gegenseitigen Ergänzung dieser unterschiedlichen Wege und Konzepte gelegen.“ Und weiter: „Heute sagen wir gemeinsam: Weitergabe des Glaubens und Wachstum der Gemeinden sind unsere vorrangige Aufgabe, an dieser Stelle müssen die Kräfte konzentriert werden.“

Das klare Votum der EKD-Synode unterstreicht die Aktualität des Kongresses, der sich der Dringlichkeit des missionarischen Auftrags stellte und dabei zugleich eine Vielfalt an Wegen und Konzepten der missionarischen Praxis bejahte. Von daher sieht sich der Initiativkreis in seiner Absicht bestätigt, von dem Kongreß eine Dokumentation zu erstellen, die neben dem Grußwort, Vorträgen, Referaten und Predigt auch den Wortlaut von zwei Podiumsgesprächen, sowie einen Ausschnitt aus dem vielfältigen Workshop-Angebot umfaßt. Dabei ist insbesondere bei den Referaten für die Veröffentlichung in dieser Dokumentation der Stil mündlicher Rede bewußt beibehalten worden.

Das Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen hat als Mitveranstalter seine Bereitschaft erklärt, die vorliegende Dokumentation des Villigster Kongresses zu erstellen und sie Interessierten – weit über den Kreis der Kongreßteilnehmerinnen und -teilnehmer hinaus – zur Verfügung zu stellen. Diese Dokumentation erscheint im Rahmen der Jahrespublikation des Amtes: „Aus der Praxis – für die Praxis“. Zwar sprengt das Heft diesmal den sonst gesteckten Praxisrahmen. Doch dient auch die theologische Reflexion und Diskussion über kontextuelle Evangelisation letztlich dem Anliegen, den Menschen unserer Tage das Evangelium so zu vermitteln, daß sie das wohl-tuend Schöne und rettend Notwendige dieser Botschaft erkennen und mit ihrer vertrauenden Hinwendung zu Jesus Christus darauf antworten.

Gottes Lust am Menschen war das Thema des Kongresses – und unter diesem Thema sollen auch die in dem vorliegenden Heft veröffentlichten Texte des Kongresses zusammengefaßt werden. Denn alle missionarischen Bemühungen gründen letztlich in der

unbegreiflichen Tatsache, daß Gott trotz einer unendlich langen menschlichen Schuldgeschichte die *Lust am Menschen* nicht verloren hat. Mögen zwar Menschen selbstbewußt erklären, sie hätten kein Interesse an der Gottesfrage und verspürten kein Bedürfnis nach Glauben, so haben Christinnen und Christen ihnen zu bezeugen, daß Gott nicht vom Menschen loskommt und sehnsüchtig nach der Erneuerung der Gemeinschaft mit seinen verlorenen Geschöpfen Ausschau hält. Es ist darum zuerst und zuletzt Gottes Mission, Ausdruck seiner suchenden Liebe, in die wir als Christinnen und Christen mit hineingenommen sind. Und weil es Gottes Mission ist und bleibt, können wir gelassen und zuversichtlich ausgetretene Pfade kirchlicher Praxis verlassen, Neues ausprobieren und damit rechnen, daß Gottes Geist auch heute unter uns Menschen wirkt und für Vergewisserung im Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Christus sorgt.

Klaus Jürgen Diehl, Dortmund

Kontextuelle Evangelisation im gesellschaftlichen Wandel

Herausforderung zur Erneuerung von Kirche und Gemeinde

Stationen eines Konsultations-Prozesses

In einer Kirche, die an gesellschaftlicher Bedeutung verliert und gleichzeitig Mitgliederschwund und Geldmangel beklagt, muß das Thema Evangelisation neu auf die Tagesordnung. In einer sich wandelnden Welt verändern sich allerdings auch die Bedingungen für die Evangelisation. Von diesen Herausforderungen hat sich 1993 ein Initiativkreis inspirieren lassen. Das führte zu drei Konsultationen zum Thema „Ganzheitliche Evangelisation“.

Dabei ging es um:

- ◆ eine Beschreibung des Kontextes von Evangelisation in Deutschland heute
- ◆ die Bedeutung dieses Kontextes für die Evangelisation
- ◆ die Frage der Verbindung von Gemeinde und Evangelisation
- ◆ Inhalte und Methoden der Evangelisation

Wir haben sowohl die Entwicklung der Evangelisation in Deutschland als auch die internationale Diskussion im Rahmen der *Lausanner Bewegung* zur Kenntnis genommen und diskutiert. Dabei gab es auf den Konsultationen Beiträge zum gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kontext und zu den sich daraus ergebenden theologischen Implikationen. Es kamen auch diejenigen zu Wort, die in der *praktischen Evangelisationsarbeit* immer wieder

neue Erfahrungen sammeln. Die am Konsultationsprozeß Teilnehmenden besuchten einzelne Praxisprojekte.

Referenten auf den Konsultationen waren unter andren: Dr. Rainer Blank, Unternehmensberater / Celle ◆ Dr. Reinhard Hempelmann, Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen / Berlin ◆ Prof. Dr. Michael Herbst, Praktische Theologie / Greifswald ◆ Superintendent Dr. Burghard Krause, Rotenburg/W. ◆ Vinay Samuel, Generalsekretär der International Fellowship of Mission Theologians / Oxford ◆ Dr. Bärbel Sörensen, ehem. Geschäftsführerin der Vereinten Ev. Mission / Wuppertal ◆ Klaus Teschner, Landeskirchenrat / Düsseldorf.

Der Konsultationsprozeß wird von einem *Initiativkreis* getragen, dem zur Zeit die folgenden Personen angehören: Dr. Hans-Jürgen Abromeit, Pastoralkolleg der Evangelischen Kirche von Westfalen / Schwerte-Villigst ◆ Klaus Jürgen Diehl, Leiter des Amtes für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen / Dortmund ◆ Dr. Reiner Knieling, Dozent an der Evangelistenschule Johanneum / Wuppertal ◆ Hermann Kottaus, Referent für missionarische Verkündigung im Amt für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste der Evangelischen Kirche im Rheinland / Düsseldorf ◆ Dr. Burghard Krause, Superintendent / Rotenburg/W. ◆ Eckard H. Krause, Mitarbeiter der Missionarischen Dienste in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers und Leiter des Freundeskreises Missionarische Dienste / Handstedt ◆ Burkhard Merhof, Mitarbeiter der Missionarischen Dienste der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers / Hermannsburg ◆ Volker Roschke, Referent der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste / Berlin ◆ Klaus-Martin Strunk, Marketing-Manager einer Modefirma / Hamm ◆ Klaus Teschner, Landeskirchenrat / Düsseldorf ◆ Birgit Winterhoff, Pfarrerin / Halle ◆ Rolf Zwick, Leiter des Weigle-Hauses / Essen.

Die Ergebnisse der Plenums- und Gruppendiskussionen wurden festgehalten. Aus dem Diskussionspapier bei den Tagungen und im Initiativkreis entstand das folgende Positionspapier.

Die ersten Entwürfe wurden zusammengestellt von: Dr. Burghard Krause, Klaus Teschner; das Vorwort von: Rolf Zwick. Nach mehrfacher redaktioneller Überarbeitung von: Michael Weyer-Menkhoff, Hermann Kottaus u.a. legen wir hiermit die *Eckdaten einer theologischen Plattform* einer breiteren Öffentlichkeit vor, damit der Prozeß weitergeht. Die Plattform versteht sich als *Einladung zum Gespräch und zur Weiterarbeit am Thema „Kontextuelle Evangelisation“*.

Kontaktadresse und Büro:
Amt für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste der Evangelischen Kirche im Rheinland
Rochusstr. 44
40479 Düsseldorf
Telefon: 02 11/3 61 02 48
Fax: 02 11/3 61 04 22
E-Mail: Hermann.Kottaus@t-online.de

Eckdaten einer theologischen Plattform

KRITERIEN

1. Der Gott, von dem Evangelisation ausgeht

1.1. Evangelisation geht vom dreieinigen Gott selbst aus. Sie ist nicht Ausdruck eines Expansionsdrangs der Kirche, sondern entspricht dem Drängen Gottes selbst auf eine heilvolle Beziehung zu seinen Geschöpfen („*missio Dei*“). *Nicht die Kirche treibt Evangelisation, sondern die Evangelisation (Gottes) treibt die Kirche.*

1.2. Im Horizont der „*missio Dei*“ proklamiert Evangelisation die befreiende Herrschaft Gottes, die im für uns gekreuzigten und auferstandenen Christus ihr Zentrum und in der universalen Durchsetzung des Reiches Gottes ihr Ziel hat. Evangelisation zielt darauf ab, daß Menschen sich dieser befreienden Herrschaft des Schöpfers, Versöhners und Erlösers öffnen und unterstellen. Sie deckt die autonome Selbstvergottung des Menschen als Selbstüberforderung auf und ruft ihn zurück in seine *theonome*

Bestimmung als Ebenbild Gottes. Sie befreit ihn aus dem Zwang der Selbstverwirklichung und führt ihn in die *Dankbarkeit des gerechtfertigten Sünders*, der sich aus der Kraft des Heiligen Geistes verändern läßt, um so Gottes Plänen mit dieser Welt dienstbar zu werden.

1.3. Evangelisation bezieht ihre *Motivation aus Gottes Verheißung*, daß sich seine befreiende Herrschaft immer mehr durchsetzt. Wir sind nicht primär durch kirchlich-gesellschaftliche Defizite zur Evangelisation herausgefordert (Säkularisierung, folgenlose Taufe, Kirchenaustritte, Traditionsabbruch, religiöse Konkurrenz), sondern *durch Gottes Verheißung, seine Welt zu sich zurückzulieben, und durch seine Zusage, daß sein Wort nicht leer zurückkommt* (Jes. 55,11). Verheißungsorientierte Evangelisation vertraut deshalb in Gelassenheit auf die Selbstdurchsetzungskraft des Heiligen Geistes, verzichtet auf alle Macht- und Druckmittel und geschieht in der Demuts- und Ohnmachtsgestalt der gewaltfreien Bitte (vgl. 2. Kor. 5,20), die dem Werben Gottes um uns Menschen entspricht.

1.4. Gott, von dem alle Evangelisation ausgeht, wirbt um den Menschen mit dem *Zuspruch* seiner bedingungslosen Annahme, die zugleich seinen *Anspruch* auf unser ganzes Leben einschließt. Darum darf Evangelisation weder „*billige Gnade*“ ansagen, die von konkreter Nachfolge suspendiert (Zuspruch ohne Anspruch), noch eine „*gnadenlose Nachfolge*“ propagieren, die durch appellativen Ethizismus eine verkappte Werkgerechtigkeit einübt (Anspruch ohne Zuspruch). Als Einladung zum Glauben an den Dreieinigen Gott ist Evangelisation zugleich Einweisung in den Glaubensgehorsam. Evangelisation muß (unvermischt und ungetrennt) beides zugleich vermitteln: *daß es den Himmel gratis gibt – und daß die Nachfolge Christi auf Erden ihren Preis kostet.*

1.5. Evangelisation geschieht in der *Erwartung des künftigen Gerichtes Gottes*. Sie darf diesem Gericht aber *nicht vorgreifen* – weder in der Behauptung einer Allversöhnung noch mit der Drohung eines doppelten Ausgangs. Evangelisation spricht von

Gottes Gericht, um die Gegenwart der Menschen heilsam zu verändern, nicht um ihnen Angst zu machen vor Gottes Zukunft.

2. Der Mensch, auf den Evangelisation zugeht

2.1. In Jesus Christus sind Gott und Mensch unwiderruflich beieinander. Darum ist die Wirklichkeit des Menschen, auf den Evangelisation zugeht, eine bereits *durch Jesus Christus bestimmte Wirklichkeit*. Wir können *kein abstraktes Menschenbild* entwickeln, das wir dann erst nachträglich mit Christus in eine Beziehung zu setzen hätten. Christus ist das „Milieu“, die „Atmosphäre“, in der jeder Mensch lebt, auch wenn er es nicht hören und noch nicht wahrhaben will. Aus diesem Rahmen fällt kein Mensch heraus – solange zu Christus eingeladen wird.

2.2. Die durch Jesus Christus bestimmte Wirklichkeit des Adressaten der Evangelisation läßt sich wie folgt umreißen: im gekreuzigten Christus hat *Gott sich selbst erniedrigt*, um die Verlorenheit des Menschen aufzudecken und zu seiner eigenen Sache zu machen. Im auferstandenen Christus hat *Gott den Menschen erhöht* und zur Gemeinschaft mit sich berufen.

Dieses *christuszentrierte Menschenbild* schließt die Erkenntnis der *Sünde* des Menschen mit ein:

die Erkenntnis seines *Hochmuts*, der sich gegen Gottes Selbsterniedrigung behaupten will;

die Erkenntnis seiner *Trägheit*, die hinter seiner Erhöhung durch Gott zurückbleibt;

die Erkenntnis seiner *Selbstlüge*, in der sich der Mensch seiner Berufung zu einer durch Gottes Geist gewirkten Gemeinschaft mit Gott zu entziehen sucht (vgl. Karl Barth, KD IV, 1, § 58).

2.3. *Der Mensch ohne Gott ist ein verlorener Mensch. Aber in Jesus Christus gibt Gott den Menschen nicht verloren.* Weil Gott sein Bild vom Menschen nicht verloren hat, darum kann das *Menschenbild der Evangelisation*

nicht primär defizitär sein. Im Gegenteil: Wir dürfen über dem Menschen, auf den Evangelisation zugeht, mehr glauben, als er von sich selbst weiß, dürfen größer von ihm denken, als er über sich denkt. Wir dürfen ihn *verheißungsorientiert* ansehen, das heißt in ihm das sehen, was er in Gottes Augen ist und wozu ihn Gott in Christus berufen hat. Die *Adressaten der Evangelisation* sind *Gottes erwählte Söhne und Töchter*, denen Evangelisation diese Erwählung zuspricht und lieb macht.

2.4. Evangelisation nimmt den Menschen in seiner ganzen *Geschöpflichkeit* ernst. Als Geschöpf steht der Mensch in einem *Doppelprozeß von Wachstum und Entscheidung, religiöser Sozialisation und verantwortlicher Umkehr*. Seine religiöse Identität ist immer sozial konstituiert. Darum beinhaltet die glaubenweckende Verkündigung die Berufung zu verantwortlicher Umkehr einerseits, andererseits lebt sie von sozialen Räumen, in denen der Glaube plausibel wird, in denen er erlernt und angeeignet werden kann (*gegen einen Entscheidungsindividualismus ohne soziale Abstützung*).

2.5. Als Adressat des Evangeliums darf der Mensch zudem nicht auf ein Verstandeswesen reduziert werden. Die *evangelistische Dimension des Sakramentalen, des Gottesdienstes und der Doxologie* ist neu zu entdecken.

2.6. Wie geht Evangelisation auf Menschen zu, deren *Leben auch ohne Gott gelingt*? Eine bedürfnisorientierte Evangelisationspraxis steht immer in der Gefahr, das Evangelium als Lösung anthropologischer Grundprobleme anzubieten und zu funktionalisieren. Richtig ist zwar, daß Gottes Ankunft beim Menschen jeweils auch konkrete Not wendet, aber die „Notwendigkeit“ der Evangelisation geht weit darüber hinaus: Wo der Mensch Gott als Problemlöser nicht braucht, wo er „*keine Lust mehr auf Gott hat*“, haben wir ihm zu bezeugen, daß „*Gott Lust auf ihn hat*“, ihn zur Umsetzung seiner Pläne mit dieser Welt braucht. *Dem Menschen, dessen Sehnsucht nach Gott schwindet, ist Gottes Sehnsucht nach ihm um so stärker anzuzusagen*.

3. Die Gemeinde, durch die Evangelisation geschieht

3.1. Evangelisation geschieht *durch die Ortsgemeinde*. Denn die lokale Gemeinde ist als ganze Gemeinde in ihrem gesamten Lebensvollzug zur Teilnahme an der „*missio Dei*“ berufen. „*Sie hat mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der begnadigten Sünder zu bezeugen, daß sie allein sein Eigentum ist, allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte*“ (Barmen III).

3.2. Darum darf die Ortsgemeinde ihren evangelistischen Auftrag nicht ausschließlich an „Star-Evangelisten“ delegieren oder in isolierte evangelistische Sonderveranstaltungen auslagern. *Die Evangelisation als punktuelle (Groß-)Veranstaltung ist das Kind einer Gemeindekrise und des Verlusts einer ganzheitlichen Verkündigungspraxis der Ortskirchen*. Die kontingente (Veranstaltungs-)Evangelisation verliert ihre Plausibilität, wenn sie nicht getragen und beglaubigt wird durch die permanente Evangelisation einer zum Glauben einladenden und für den Glauben werbenden Gemeindepraxis. Das evangelistische Verbalzeugnis ist auf die „*missionarische Körpersprache*“ des ganzen Leibes Christi angewiesen.

3.3. Voraussetzung für eine ganzheitliche Evangelisation ist daher die *Rückgewinnung einer missionarisch-diakonischen Ausstrahlung des lokalen Gemeindelebens*. Weil *alle Evangelisation kontextuell* ist, kann eine Gemeinde nur dann evangelistisch wirken, wenn sie in wacher Zeitgenossenschaft an ihrem gesellschaftlich-kulturellen Kontext teilnimmt, sich den Herausforderungen dieses Kontextes stellt.

3.4. Eine spezielle Herausforderung für eine evangelistische Gemeindepraxis in volkiskirchlichem Kontext stellt die *Kindertaufpraxis* dar. Die evangelistisch wirksame Gemeinde muß der weit verbreiteten „*Sakramentsmagie*“ entgegenwirken, die eine Selbstwirksamkeit der Taufe voraussetzt – unabhängig vom Glauben, der die Verheißung der Taufe ergreift. Sie darf

aber auch nicht leichtfertig die schon geschehene Taufe übergehen durch eine „*freischwebende Entscheidungstheologie*“, die den Menschen an einen künstlichen Nullpunkt führt, obwohl Gott in der Taufe schon nach ihm gegriffen hat. *Ganzheitliche Evangelisation ist als Einladung zum Glauben zugleich Taferinnerung und Einübung, „in die Taufe hineinzukriechen“* (Martin Luther).

Darüber hinaus ist nicht mehr zu übersehen, daß in unserem Land immer mehr Menschen *nicht getauft* sind. Der klassische Weg der altkirchlichen Evangelisierung – *vom Glauben zur Taufe* – wird auch für uns wieder akut.

KONTEXTE

1. Evangelisation im Kontext von Reformation und Pietismus

1.1. In der Reformationszeit ist die Sache der Evangelisation aufgehoben in der Betonung der Predigt als „*öffentlicher Reizung zum Glauben und zum Christentum*“ (Martin Luther) und in der Elementarisierung des Glaubens in Predigt und Katechismus. Dabei wird – im Gegensatz zu bloßer Wissensvermittlung – Glaube immer verstanden als herzliches Vertrauen und persönliche Gewißheit der in Christus uns zugewandten Gnade Gottes. Ein pastorales Gesamtprogramm zur Erreichung des ganzen Volks mit dem Evangelium wird jedoch nicht entwickelt, da Gottesdienst und Hausfrömmigkeit als Weg der Evangelisierung ausreichend zu sein schienen.

1.2. Hier knüpfen die lutherische Reformorthodoxie und der ältere Pietismus an. Es geht ihnen um eine konsequente Durchführung der Reformation: um eine „*Herzens-, Haus- und Kirchen-Reformation*“ bei gleichzeitiger Vision einer „*General-Reformation*“ der Welt aus den Kräften des Evangeliums (August Hermann Francke). Sie drängen daher – angesichts einer weithin noch gelingenden Glaubensinformation – auf Herzensglauben, auf Erweckung und Bekehrung der zum *Corpus Christianum* gehörenden Menschen. Dabei passen

der *ordo salutis* (individueller Heilsweg) der Reformorthodoxie und die individuelle Gewissenserforschung durch den Pietismus („*Wie steht es um meine Seele?*“) zusammen. *Praxis pietatis* im Sinne eines Glaubens mit Konsequenzen und *collegia pietatis* zur Beförderung eines Glaubens mit eigenem Sprachvermögen ergänzen einander. Evangelisierung bedeutet Intensivierung des Glaubens, zugleich wird auch extensiv die Verbreitung des Evangeliums in der weiten Welt (Waisenhäuser in Halle) in Angriff genommen. Auch in dieser Phase ist also nicht Evangelisation, sondern Reformation das hervorgehobene Leitwort.

2. Evangelisation im Kontext von Aufklärung und Industrialisierung

2.1. Dies ändert sich mit dem zunehmenden *Zerfall des Corpus Christianum*. Hatten schon in der Zeit nach den Konfessionskriegen Gleichgültigkeit und expliziter Atheismus immer mehr Raum gewonnen, so wurden mit der industriellen Revolution die Lücken in der kirchlichen Versorgung des Volkes immer deutlicher. Das Wachstum der Städte, der Zerfall der Familienverbände und die Vergrößerung der Parochien zeigen, wie weit die Kirche von vielen Volksteilen entfernt ist.

2.2. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts liegt die Entfremdung vom Evangelium zutage. Sie wird von Wichern deutlich benannt. In seinem *Programm der „Inneren Mission“* (vorgetragen auf dem im Revolutionsjahr 1848 zusammengetretenen Wittenberger Kirchentag am 22.9.1848) sind *Diakonie und Evangelisation aufs engste miteinander verbunden*. Sowohl die materielle als auch die geistliche Verelendung der Massen, die „*zerrütteten inneren Verhältnisse des Volkslebens*“, fordern eine innere Mission. „*Es muß das Evangelium wieder von den Dächern gepredigt, es muß auf den Märkten und Straßen frei angeboten und gepriesen werden, wenn die Massen nicht anders zu erreichen sind.*“ (Johann Hinrich Wichern)

2.3. Denselben ganzheitlichen Missionsansatz, also die Verbindung von

Diakonie und Evangelisation, können wir auch bei den aus der *Erweckungsbewegung* und den späteren Gemeinschaftsbewegung hervorgegangenen Freien Werken der Inneren und Äußeren Mission beobachten (z.B. Krankenhäuser, Jugendvereine, Schulen, Missionsgesellschaften). Nur bleiben diese „*Werke*“ *von der Kirche organisatorisch getrennt, und ihre Anliegen finden im normalen Gemeindeleben nur mit Mühe einen Wurzelboden*. Weder in Richtung auf die Entwicklung einer diakonischen Gemeinde noch in Richtung auf die Entwicklung einer evangelisierenden Gemeinde ist dies bis heute gelungen.

3. Evangelisation im Kontext des 20. Jahrhunderts

3.1. Bereits seit der Erweckungsbewegung am Anfang des 19. Jahrhunderts ist das Verhältnis von Evangelisation und Kirche eine komplizierte „*Beziehungskiste*“, wobei die Frage „*Liebt sie mich wirklich?*“ von beiden Seiten mit wechselnder Betroffenheit und Verletzlichkeit gestellt wird. Diese „*Beziehung*“ besteht nun schon fast 200 Jahre lang – mit dem grotesken Ergebnis, daß in unseren evangelischen Kirchen, deren Mitgliederbestand sich im nächsten Jahrzehnt um ein weiteres Drittel verringern wird, und die insgesamt ohnehin nur noch ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, Evangelisation nach wie vor ein Fremdwort und Reizwort ist, während das Drittel der Konfessionslosen ständig steigt.

3.2. Komplizierend in der Beziehung wirkt auch, daß ein Teil der Volksmission zu Beginn des „*Dritten Reiches*“ zur „*völkischen Mission*“ degeneriert und in der Stunde des Volkes die Stunde des Evangeliums erblickt. Andererseits versucht die *Bekennende Kirche* evangelistisch tätig zu sein. Ihre zusammen mit der Barmer Theologischen Erklärung verabschiedete Erklärung zur praktischen Arbeit (1934) wird in den Gemeinden zum Beispiel in der Form „*Evangelischer Wochen*“ und regelmäßiger volksmissionarischer Einsätze, beispielsweise des Predigerseminars in Finkenwalde (Dietrich Bonhoeffer) umgesetzt.

3.3. Daß sich *Evangelisation als besondere Veranstaltung am Rande der Kirche entwickelt* und bis heute ein Rand- und Reizphänomen für die Kirche bleibt, geht offenbar auf beiderlei Konto:

◆ Mit Recht muß sich die Veranstaltungsevangelisation nach ihrer Gemeindegemäßheit und ihrer Evangeliumsgemäßheit fragen lassen. Das wird mittlerweile von notwendigerweise auf punktuelle Veranstaltungen konzentrierten „*Evangelisten*“ längst anerkannt und praktiziert. Und doch ist diese Kritik an der angeblichen Eigenbrötlerei und Gesetzlichkeit von Evangelisationsveranstaltungen fest eingeschliffen.

◆ Umgekehrt muß sich auch das sogenannte normale kirchliche Leben fragen lassen, warum dort die missionarische Situation im eigenen Land so wenig wahrgenommen und angenommen wird. Schon 1916 hatte der Rostocker Theologieprofessor Gerhard Hilbert die Situation auf die Formel gebracht: „*Deutschland ist ein Missionsland geworden – und wird es bleiben*“.

3.4. Nach 1945 wirkt die *Re-Etablierung der Volkskirche* mit all ihren Kontakt- und Verkündigungs-Möglichkeiten beruhigend. Evangelisation bleibt als Begriff und Praxis mit dem „*Evangelisten*“ verbunden und wird *nicht als permanente Aufgabe* („*ständig order*“) der Gemeinde verstanden. Dies ändert sich jedoch mit der Betonung des *missionarischen Gemeindeaufbaus* und einer ganzheitlichen Evangelisation durch die Lausanner Bewegung: „*Das ganze Evangelium durch die ganze Gemeinde der ganzen Welt*“ (Kongreß für Evangelisation in Manila 1989). Hinzu kommt neuerdings eine größere Bereitschaft der Kirche als ganzer, angesichts einer vehementen Säkularisierungs-Bewegung und einer nun schon drei Jahrzehnte andauernden Kirchenaustrittsbewegung über den missionarischen Auftrag im eigenen Land nachzudenken. Der Trend der Kirchen in der EKD scheint dabei eher in Richtung auf „*Kommunikationskampagnen*“ mit dem Ziel der „*Stabilisierung von Kirchenmitgliedschaft*“ zu gehen. So ist es die Aufgabe einer kontextuellen ganzheitlichen Evangelisation, ihr Anliegen im kirchlichen und

gesellschaftlichen Wandel verständlich zu machen.

3.5. Die *Chancen* dazu stehen nicht schlecht: sowohl für eine glauben- weckende evangelistische Verkündi- gung als auch für eine gastfreundliche, seelsorgliche Gemeindepraxis stehen eine Fülle von theologischen und prak- tischen Hilfestellungen bereit:

◆ Einerseits können *vergessene Tradi- tionen reaktiviert* werden,

◆ andererseits können schon *laufende Aktionen forciert* werden (z.B. das Zusammenspiel von permanenter und kontingenter Evangelisation)

◆ und schließlich müssen *neue Ent- wicklungen recherchiert* werden, zum Beispiel die Entwicklung zu einer An- gebots-Gesellschaft und die Forderung namhafter Soziologen (Peter L. Ber- ger) und Unternehmensberater (zum Beispiel McKinsey) an die Kirche, doch endlich mit ihrem Produkt an den Markt zu gehen und „kundenorien- tiert“ zu arbeiten.

4. Evangelisation im Kontext der „Postmoderne“

4.1. Die *heutige geistige und religiöse Situation* wird oft als *postmodern* be- zeichnet. Die aufmerksame Wahrneh- mung dieser Situation bedarf einer ge- wissen Vorsicht: denn auch der moder- ne oder postmoderne Mensch darf nicht in einem abstrakten Men- schenbild abgesehen von Christus be- schrieben werden (vgl. Eckdaten einer theologischen Plattform, 2.1.). Den- noch nimmt das Bild des Menschen im Lauf der Zeiten unterschiedliche Züge an. Es lohnt sich, genauer hinzusehen, die *zeitgenössischen Barrieren und Brücken zum Verständnis des Evan- geliums deutlicher ins Auge zu fassen, damit wir freundlicher, klüger und ge- duldiger in der Vermittlung des Evan- geliums* werden.

4.2. Bei der Begegnung des Evangeli- ums mit dem ‚modernen‘ oder ‚postmo- dernen‘ Menschen zeigen sich einige besonders auffällige Schwierigkeiten:

◆ Nachdem die christlichen Kirchen jahrhundertlang die christliche Bot-

schaft im Stil eines *Monopols* über Sinndeutung und religiöse Tradition angeboten, oft sogar aufgezwungen haben, sind seit der *Aufklärung* religiö- se Angebote und deren Anbieter immer *differenzierter und pluralisierter* geworden.

◆ Dieser *Pluralismus* führt zu einem *religiösen Supermarkt* mit vielerlei Optionen für die Menschen, besonders in den Städten. Der christliche *Glaube hat seine selbstverständliche Vorrang- stellung eingebüßt*. Er muß ‚*neu auf den Markt*‘ gehen, was in den ersten 3 Jahrhunderten der Christenheit ohnehin selbstverständlich war. Diese ‚neue Lage‘ trifft sich mit dem Anlie- gen der Evangelisation.

◆ Schwierig erscheint allerdings, daß die Pluralisierung der Angebote zu einer *gegenseitigen Neutralisierung und Relativierung* führt. Entschei- dungsaufschub, das Kokettieren mit entfernten Möglichkeiten und eine ir- rationale, momentane und emotionale Beeindruckbarkeit kennzeichnen den postmodernen Menschen. Es erscheint arrogant, *Jesus Christus als das eine Wort Gottes* (Barmen I) zu verkündi- gen. Warum kann es nicht einen ‚*Ver- trauens-Mix*‘ geben, eine interessante Patchwork-Religiosität nach dem Motto: ‚*Wer Gott ist, bestimme ich!*‘?

4.3. Der *exzessive Individualismus* erschwert jeden Dialog, da von vornher- ein die Begegnung mit dem christ- lichen Glauben als aufgezwungen be- ziehungsweise als Manipulation emp- funden wird. Man möchte in Ruhe ge- lassen werden und selbst entscheiden können. Die Evangelisation trifft hier in einem ‚*post-christlichen*‘ Land auf besondere Barrieren. Evangelisation hat geradezu einen Standort-Nachteil: Die Menschen meinen, daß sie die christliche Tradition kennen und schon selbst wüßten, was sie glauben sollten und wollten. So führt die letzte Kon- sequenz neuzeitlicher Toleranz und Meinungsfreiheit zum Stillstand der Kommunikation. Dem gegenüber hat Evangelisation daran festzuhalten, daß jeder das *Menschenrecht* hat, die *Botschaft von der freien Gnade Gottes* (Barmen VI) zu hören.

4.4. Besonders schwierig erscheint die Vermittlung der frohen Botschaft in ei-

ner *Konsum- und Erlebnisgesellschaft*, in der jedes Angebot den Gesetzen des Marktes unterliegt und emotionale Stimmungen eine große Rolle spielen. Es erscheint überzogen, auf langfristi- ge oder endgültige Festlegungen im Glauben zu drängen. ‚*Es geht alles, solange es mir was bringt*‘. Aber läßt Gott sich für menschliche Zwecke ge- brauchen und verbrauchen? Sein An- spruch und sein Zuspruch umfassen das ganze Leben. Die befreiende Kraft dieser größeren Perspektive und die *lohnenden Aufgaben des Reiches Gott- es* – das größer ist als ‚*mein kleines Reich*‘ – wird der moderne Mensch erst noch entdecken müssen. Sonst lebt er als ‚*Verbraucher*‘ unter der Würde seiner göttlichen Berufung. Das erste Gebot gehört in die Evangelisation!

KONKRETIONEN

1. Eine verheißungsorientierte und von der Liebe Christi motivierte Evangeli- sation muß sich *hüten vor jeder Hektik und Panik, die aus Zeitanalysen und Kirchenstatistiken strömt*. Die Mutter der Evangelisation ist die leidenschaft- liche und zugleich geduldige Liebe Gottes.

Gott sucht nach evangelistisch enga- gierten Gemeindegliedern, die Hand- langer seiner Geduldsarbeit werden. Darum konzentriert sich Evangelisa- tion auf den langfristigen missionari- schen Gemeindeaufbau, das heißt auf die gottesdienstliche Sammlung, die geistliche Vertiefung und die alltäg- liche Sendung der Gemeindeglieder.

2. Konkret bedeutet das für eine evan- gelisierende Gemeinde:

2.1. Evangelisierende Gemeinde ist *bewirtende, gastfreundliche* Gemein- de. Dies zeigt sich nicht nur an einzel- nen Veranstaltungen (Offene Abende, Teestuben, Gottesdienste für Kirchen- fremde), sondern am *mitmenschlichen Klima* der Gemeinde.

2.2. Evangelisierende Gemeinde ist *beratende, seelsorgliche* Gemeinde. Es gibt unter den Gemeindegliedern un- terschiedlich ausgestreute, zum Teil ein- gefrorene, zum Teil aufgetaute Gaben. Die Gabe der Seelsorge ist jedenfalls nicht auf einige wenige Amtsträger be-

schränkt. Sie kann sich in der Familien- arbeit, bei Hauskreisen, bei Hausbesu- chen und bei vielen unvermuteten Begegnungen auf der Straße zeigen.

2.3. Evangelisierende Gemeinde ist *besuchende, einladende* Gemeinde. Sie wird nicht auf das Interesse der Fernen oder auch der Nahen warten, sondern sie wird selbst um Gottes Wil- len erste *Schritte auf andere Menschen* zu tun. Hier gibt es viele Formen der Präsenz und der Werbung, der persön- lichen Einladung und des nachgehen- den Besuchsdienstes, die noch ent- wicklungsfähig sind.

2.4. Evangelisierende Gemeinde ist *begleitende, helfende und diakonische* Gemeinde. Eine ganzheitliche Evange- lisation muß bedenken und beherzi- gen, daß uns jeder Mensch, dem wir geistlich weiterhelfen wollen, mehr kostet als bloße Worte. Darüber hinaus ist zu bedenken, daß *diakonische Hilfsbereitschaft nicht abhängig ist von der Aufnahmebereitschaft für das Wort Gottes*: Jesus hat zehn Aussätze ge- heilt, und nur einer kehrte um und gab Gott die Ehre. So entwickelt eine evangelisierende Gemeinschaft *Lei- denschaft für Mühselige und Beladene, für Diskriminierte und Entrechtete, auch für die ferneren Nächsten. Sie pflegt internationale Gemeinschaft mit Christen und öffnet sich für Prozesse des ökumenischen Lernens und Teilens*.

2.5. Evangelisierende Gemeinde setzt sich in *der Erwartung des Reiches Gottes für Gerechtigkeit in der Welt* ein. „Die Proklamation des Reiches Gottes erfordert notwendigerweise die prophetische Verwerfung all dessen, was damit nicht vereinbar ist. Zu den Übeln, die wir beklagen, gehören zer- störerische Gewalt, auch in der Form von institutionalisierter Gewalt, poli- tische Korruption, alle Formen der Ausbeutung von Menschen und Erde, Aushöhlung der Familie, Abtreibung auf Verlangen, Drogenhandel und Nichtbeachtung der Menschenrechte. In unserer Fürsorge für die Armen sind wir betrübt über die Schuldenlast in der Zweidrittelwelt. Wir sind auch empört über die unmenschlichen Bedingungen, unter denen Millionen leben, die wie wir Gottes Ebenbild tra- gen“ (Manila-Manifest 1989, Punkt 4).

2.6. Evangelisierende Gemeinde ist *bezeugende und zum Glauben helfende* Gemeinde. Hierbei geht es um das ex- plizite Zeugnis des Glaubens. Dazu sind die Predigt (in vielerlei Gestalt und vielerlei Kontexten) und das dialo- gische Gespräch unerlässlich. Evange- lisierende Gemeinde wird eine *Dialog- kultur* und ein *argumentatives Christ- sein* fördern.

2.7. Evangelisierende Gemeinde ist *betende, anbetende, gottesdienstliche* Gemeinde. Ziel aller Evangelisation ist, daß Menschen nicht nur über Gott, sondern mit Gott sprechen. Der Got- tesdienst muß und kann eine missio- narische Ausstrahlungskraft gewinnen, so daß ein Ungläubiger oder Unkundi- ger im Gottesdienst überführt und überzeugt werden kann. „Das Verbor- gene seines Herzens würde offenbar, und so würde er auf sein Angesicht fallen, Gott anbeten und bekennen, daß Gott wahrhaftig in eurer Mitte ist“ (1. Kor. 14,25).



Grußwort des Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland

Liebe Schwestern, liebe Brüder!

Die Evangelische Kirche in Deutschland befaßt sich zur Zeit in vielen Gremien und Ausschüssen und besonders dann auf der kommenden Synode in Leipzig im November mit dem Thema dieser Tagung. Evangelisation, Mission sind die Stichworte. Das Thema ist dran. In allen Landeskirchen. Und in allen Ortsgemeinden. In der Öffentlichkeit muß deutlich werden, daß wir uns unserer Botschaft verpflichtet fühlen. Am Ende dieses Jahrtausends ist die Aufgabe einer verständlichen, einladenden und gewinnenden Verkündigung von höchster Wichtigkeit in unserer Kirche. Diese Zielsetzung nehmen Sie durch Ihre Tagung gewissermaßen vorweg. Ich stelle mit Respekt fest, daß der Vorbereitungskreis in einem landeskirchlich übergreifenden Konsultationsprozeß der Kristallisationspunkt für diese Art der Arbeit ist. Das ist ein Zeichen dafür, daß in dieser Kirche lebendig ist, was von der Sache her wichtig ist. Ich hoffe, daß Ihr Projekt, das Sie mit dieser Tagung weiterführen, weitere Konturen gewinnt. Manche fragen: Entdeckt die Kirche die Mission nur, wenn sie Mitgliederschwund hat? Ist das der Anstoß, warum man in der Kirche plötzlich wach wird und sagt: Da laufen uns die Leute weg und orientieren sich ganz woanders hin?! Ich sage: Wenn Gemeinden und einzelne Christen sich zu den Menschen hin aufmachen, damit sie das Evangelium als eine sie tragende und sättigende Botschaft erfahren, dann kommt es nicht darauf an, was den Anstoß dafür gibt. Die Hauptsache ist doch: Es geschieht.

Der Begriff „Mission“ ist für viele in unserer Gesellschaft und auch im innerkirchlichen Bereich diskreditiert durch eine auch schuldbeladene Missionsgeschichte. Der Begriff assoziiert die Vorstellung von Kolonialismus, von Manipulation, von Zwang, von Wegnahme kultureller Identität etc. Ich denke, das hat es alles gegeben, und die Geschichte ist so, wie sie ist. Aber zur pauschalen Verdammung der Mission besteht kein Grund. Das ist eine der großen Lügen in der Gesellschaft, mit der wir uns selber manchmal kaputt machen. Wie überhaupt der Masochismus bei uns sehr groß geschrieben ist. Wir kriegen immer gesagt, es liegt eben an uns, an der Kirche, wenn Menschen sich abwenden. Nein, es liegt an der Botschaft, daß sie sperrig ist. Natürlich liegt es auch an unserer Schwäche, aber es liegt vor allem an der Botschaft, daß sie quer zu dieser Welt steht und daß Menschen alle möglichen Gründe dafür finden, sich dieser Botschaft zu entziehen. Und das hilft eben auch, daß man sagt: Die Kirche taugt nichts! Das ist eigentlich unser Dilemma. Ich möchte weg von dieser masochistischen Wehleidigkeit. Es braucht ein bißchen mehr Leidenschaft, damit wir uns nicht durch diese Terminologie und diese ständige Schwarzmalerei völlig ohnmächtig machen lassen. Mir selbst geht es beim Thema Mission um drei Schwerpunkte:

1. Die Kirche muß sich ganz auf Mission einstellen und auch umstellen. Den Missionsauftrag können und wollen wir nicht an Spezialisten delegieren, zum Beispiel an die missionarischen Dienste und an einzelne Evangelisten. Man muß dankbar anerkennen, daß sie über Jahrzehnte das Anliegen der Mission wachgehalten haben, aber dieses Anliegen ist für die ganze Kirche wichtig. Es ist gut, daß wir Volksmissionarische Ämter haben. Ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben oft genug Widerstand innerhalb unserer Pfarrerschaft erlebt. Ich finde es gut, daß sie trotzdem durchgehalten haben, und ich finde es ebenfalls gut, daß die Kirche den Dienst dieser Ämter beibehalten hat. Nicht als Alibi für eine bestimmte Klientel, die auf diese Terminologie anspricht, sondern als Aufgabe für die ganze Kirche. Schon auf den Synoden 1988 und 1993 hat

sich die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) mit ähnlichen Themen befaßt und festgestellt: Die Weitergabe des Evangeliums bei uns ist gestört.

Wie finden wir in dieser Situation die Sprache, die Menschen aufhorchen läßt? Die Wiedervereinigung hat ja die missionarische Herausforderung nicht leichter gemacht. In der Schrift „Kirche mit Hoffnung – Leitlinien künftiger Arbeit in Ostdeutschland“, die von einer ostdeutschen Arbeitsgruppe vorbereitet und im Frühjahr dieses Jahres veröffentlicht wurde, heißt es: *Kirche ist ohne Mission nicht zu denken, sie würde sonst ihren Auftrag verfehlen, der ihren Dienst begründet. Wer das Evangelium von Jesus Christus als tragenden Grund seines Lebens erfahren hat, kann nicht anders, als davon Zeugnis zu geben, für diesen Herrn zu werben und andere einzuladen, sich ebenso auf ihn einzulassen.*

2. Es geht nicht nur um die missionarische Struktur und Neuausrichtung der Gemeindeglieder insgesamt, sondern um die Ausstrahlung jedes einzelnen Christen und jeder einzelnen Christin. Zur Förderung der Sprachfähigkeit und Auskunfts-fähigkeit der einzelnen Christen brauchen wir eine Elementarisierung der Botschaft. Mir ist bewußt, daß diese Elementarisierung nicht einfach methodisch machbar ist. Es muß in den Menschen wachsen und reifen. Aber dennoch sollten wir uns fragen, ob wir als Theologen und Theologinnen die Botschaft nicht oft genug verkompliziert und problematisiert haben und damit die Sprachfähigkeit der sogenannten Laien erst recht blockiert haben. Wer mich kennt, weiß, daß ich der Letzte bin, der für Theologievergessenheit ist. Heike Schmolz hat in der FAZ einen sehr bissigen, fast traurigen Artikel über die Theologievergessenheit der Theologen geschrieben. Da ist auch etwas dran. Manche Theologen meinen, wir müßten nur noch lernen, wie es gemacht wird – und nicht mehr warum. Sie meinen, sie müßten nicht mehr stellvertretend für andere zweifeln oder könnten die Auseinandersetzung mit den „Kindern der Welt“ ändern überlassen. Das meine ich alles nicht. Bei Elementarisierung geht es darum, daß wir selber mit kurzen, knappen Worten sagen können,

was das eigentlich ist mit dem Herrn Jesus und mit uns. Mein Vorgänger Peter Beier hat in seinem letzten Ratsbericht vor der Synode der Evangelischen Kirche der Union 1996 auf diese Not hingewiesen. Ich zitiere ihn – sozusagen als sein Vermächtnis an uns: *„Zu meinem großen Bedauern spielt in der kirchlichen Diskussion das Problem der Elementarisierung der biblischen Wahrheit und der Elementarisierung kirchlicher Tradition kaum noch eine Rolle. Wer nach wie vor dafür eintritt, zieht den Verdacht der Simplifizierung auf sich, obwohl doch die theologischen Komplikateure schädliche Pluralismen in der Kirche mehr befördern als beschränken. Natürlich bewegen wir uns innerhalb eines höchst komplizierten Gewebes in theologischer Tradition und Kirche. Es kann nirgends die Absicht sein, die Feinheit dieses Gewebes einfach zu zerreißen. Natürlich gibt es auf die höchst komplizierten Verhältnisse in unserer Gesellschaft keine simplen Antworten. Ich komme aber von der Wunschvorstellung mein Leben lang nicht los, daß es doch möglich sein müßte, die wichtigsten Gründe unseres Glaubens verständlich und praktisch in eine Form zu bringen, wie es Luther genial im Kleinen Katechismus gelungen ist. Die Form des Katechismus wird kaum als Vorlage dafür dienen können. Die Sache selbst aber sehr wohl. Wir benötigen die Kurzfassung der wichtigsten Daten unseres Glaubens sowie eine einsichtige Zusammenfassung weniger biblischer Texte, an die sich ein Mensch im Leben und im Sterben halten kann. Wir brauchen ebenso eine Kurzfassung der wesentlichen Daten unserer kirchlichen Tradition.“* So weit Peter Beier.

Staatsminister Naumann hat kürzlich in einem Interview gesagt: *„Statt dessen habe ich Predigten gehört, in denen der Pfarrer seine Zweifel vor der Gemeinde ausgebreitet hat. Interessant, sagte ich dann, das ist ein ehrlicher Mensch. Und damit hatte es sich.“* – Es darf dieses „statt dessen“ nicht geben. Die Menschen brauchen beides. Sie brauchen die elementaren Grundlagen unseres Glaubens und sie brauchen das Zeugnis, daß sie mit ihren Fragen und Zweifeln in dieser Welt nicht allein gelassen sind. Wir dürfen sie nicht mit dogmatischen For-

men zuschütten, sondern wir müssen mit einfachen Sätzen deutlich machen, daß wir die Zweifel und Fragen der Zeitgenossen verstehen. Der Vorbereitungskreis für die kommende EKD-Synode hat in gründlichen Beratungen als wesentlichen Beitrag der Kirche zum Leben unserer Gesellschaft eine Kultur der Bejahung, der Aufrichtigkeit, der Achtsamkeit und der Freiheit gefordert. Und hat dies in ganz kompakte Sätze gefaßt. Kontextuelle Sätze: *Du bist ein wunderbares Wesen! Du bist ein begnadeter Sünder! Du bist ein wertvoller Mensch! Du bist ein freier Mensch!* Es kann nicht darum gehen, daß wir neue griffigere Formeln lernen oder kopieren. Aber doch darum, daß wir selbst aus der Mühe der Elementarisierung der Botschaft etwas gewinnen und damit das Zeugnis des ganzen Volkes Gottes fördern.

Neben der missionarischen Zuspitzung des Gemeindelebens und der persönlichen Befähigung zum Zeugendienst tritt für mich ein dritter Schwerpunkt des missionarischen Auftrags heute, der zu den unerläßlichen Voraussetzungen aller Bemühungen um die Menschen unserer Zeit und unserer Gesellschaft gehört.

3. Ich meine das leidenschaftliche Interesse an den Menschen unserer Zeit. An ihrer Verlorenheit und an ihrer von Gott verheißenen Zukunft. Bei dem Gedankenaustausch und den Lernprozessen in Sachen Evangelisation und Mission geht es meist gar nicht um das Abgucken von Methoden oder die Übernahme von bestimmten Veranstaltungsformen. Vielmehr geht es um die zwischenkirchliche Herausforderung und Ermutigung. Ich habe im Februar vergangenen Jahres in der Arena Oberhausen den Willow Creek-Kongreß besucht. In einem anschließenden Interview habe ich die Botschaft dieses Kongresses auf mich selbst bezogen und herausgestellt. Was ich gehört habe, ist dies: Ihr Christen dürft nicht mit euch selbst zufrieden sein, denn Gottes Interesse gehört den Verlorenen. Ich wünsche mir, daß wir von einer ähnlichen missionarischen Leidenschaft und Suchbereitschaft bei der Begegnung mit unseren Nächsten angesteckt würden. Das habe ich bei Willow Creek gehört. Das vergesse ich nie. Daß Menschen mit einem pietisti-

schen Hintergrund sagen: „Nicht mein Glaube ist das Wichtige, sondern das zum-Glauben-Kommen der anderen!“ Wunderschön. Bei einem Besuch in Indien Anfang des Jahres habe ich auch etwas Wunderbares erlebt. Bei einem missionarischen Treffen, zu dem über 2.000 vor allem junge Leute zusammenkamen, haben wir auf beeindruckende Weise erlebt, wie Menschen sich für das Evangelium aufgeschlossen. An einem anderen Ort war ich auf einer Konferenz. Da waren für eine Woche 100.000 Menschen zusammengeströmt. Sie wohnten in Zelten oder campierten auf der Erde oder unter Bäumen. Sie kamen zusammen, um sich für ihr Lebenszeugnis im Alltag ermutigen zu lassen. Solche mutmachenden Erfahrungen kann man in der ökumenischen Welt erleben. Und dort in Indien geschieht das Christenzeugnis nicht ohne Risiko. Wir selbst leben in einem Land, in dem glücklicherweise keine Fanatiker mit verbrecherischer Gewalt auf das christliche Lebenszeugnis reagieren. Hier machen wir uns eher gegenseitig das Leben schwer durch Abgrenzung und Rechthaberei, durch konfessionalistische Engführung, durch inquisitorische Vernebelung oder durch plakative Not-Synoden. Wir brauchen Gelassenheit im Eifer um die Sache Jesu. Es wird sich schon herausstellen, was vom Geiste Gottes ist und was nicht.

Manfred Kock, Düsseldorf

Von der Konsultation zum Kongreß

Einführende Worte

Wenn ich das kulturelle Programm der Kirchen betrachte und die kulturelle Ausgestaltung ihrer Gottesdienste, dann fällt auf, jetzt mal mit der Radiolandschaft in NRW verglichen, daß wir im Wesentlichen WDR 3-Hörer ansprechen. Das ist bei uns die Klassik-Welle. Nominell sind aber die meisten Mitglieder der Landeskirchen WDR 4-Hörer (Das ist die Schlagerwelle). Dann kommen die Einslive-Hörer (aus dieser Gruppe kommen die meisten Kirchnaustreiter) und dann noch die von WDR 2 für meine Generation: Info und Rock- und Popmusik, ein paar Oldies dabei, damit man sich als etwas reiferer Jugendlicher an seine alten Tage erinnern kann. Als Jugendpfarrer wird man sich schnell bewußt, wie alt man schon ist.

Als ich einmal für Andachten bei WDR 2 angefragt wurde, sagte ich: Ich würde lieber Einslive machen. Da hören diejenigen zu, die ins Weigle-Haus kommen. Aber dann sagten mir die Verantwortlichen: Für Einslive sind Sie schon zu alt. Das war vor zwei Jahren. Jetzt bin ich noch älter. Aber daran sieht man: Die Radiomacher nehmen ihren Kontext und ihre Zielgruppe ernst, wenn auch manchmal etwas formal.

Bei der Evangelisation sprechen wir über dieselben Zielgruppen. Und nach unserem Selbstverständnis haben wir den Menschen das Wichtigste zu sagen, das wir kennen: Das Evangelium.

1989 gab es einen Kongreß für Welt-evangelisation in Manila auf den Philippinen. Der Pluralismus in der weltweiten evangelikalen Bewegung war überwältigend, wenn man ihn denn

sehen wollte. Vor allem aber wurde deutlich, wie sehr Kirchen und freie Werke weltweit mit ihrer Verkündigung auf ihren jeweiligen Kontext eingehen. Im Manila-Manifest wurde die Einheit von sozialem Handeln und Evangelisation in verschiedenen Konkretionen beschrieben, bis hin zum Schuldenerlaß für die ärmsten Länder (schon 1989!). Dabei wurde sowohl betont, daß das Evangelium den Armen in besonderer Weise gepredigt werden müsse, nicht nur in der Zweidrittelwelt, sondern auch im Westen, als auch bekräftigt, daß die Hauptverantwortlichkeit für die Evangelisation bei der Ortsgemeinde liegt.

Gleichzeitig wurde auch deutlich, daß das Evangelium von Jesus Christus gerade in der postmodernen Gesellschaft angenommen wird und sie durch einen alternativen Lebensstil der Gemeinden durchdringen kann.

Für viele war es deshalb enttäuschend, daß von der missionarischen Bewegung in Deutschland nur wenig aus der Arbeit in Manila aufgenommen wurde. Als einzige große Aktion im Gefolge des Evangelisationskongresses wurde Pro Christ, die Satellitenevangelisation mit Billy Graham, entwickelt. Sie ist zwar heute durch einen deutschen Prediger etwas kontextualisiert, aber sicher noch immer nicht alles, was man sich als Anstoß aus Manila hätte erhoffen können. Eine relativ kleine Gruppe von Theologen begann damals einen Studienprozeß mit Tagungen in Köttingen, Celle und Wuppertal. Wir beschäftigten uns mit unserem Kontext, versuchten Gesellschaftsanalysen, stellten die Gemeinde als Subjekt der Evangelisation in den Mittelpunkt, setzten uns mit Fragen der Hermeneutik bei der Kontextualisierung auseinander und diskutierten einzelne Projekte. Wir reklamierten den Begriff Kontextuelle Evangelisation für uns, um einerseits deutlich zu machen, daß es uns weiterhin um Evangelisation geht und andererseits zu zeigen, daß wir nicht über eine bestimmte Veranstaltungsform reden wollen.

Durch unsere Tagungen ist unser Kreis gewachsen, besonders auch über unseren begrenzten rheinischen Horizont hinaus. Wir haben aufgrund des bisherigen Diskussionsprozesses nach vie-

len redaktionellen Durchläufen (wie deutsche Theologen das so machen), eine gemeinsame Plattform formuliert: *Kontextuelle Evangelisation im gesellschaftlichen Wandel – Herausforderung zur Erneuerung von Kirche und Gemeinde*. Dieses Papier kann auf dieser Tagung unterschrieben werden, um damit zu dokumentieren, daß das Engagement für die angesprochenen Inhalte über den Kreis der Initiatoren dieser Tagung hinaus geht.

Parallel zu unserem Prozeß lief unaufhaltsam ein anderer Prozeß in den Landeskirchen: Der Prozeß der Fiskalisierung beinahe aller theologischen Diskussionen und insbesondere der Diskussion um die Zukunft der Kirche. Das wollen wir auf dieser Tagung aber nicht beklagen, sondern positiv dagegensetzen, daß gerade ein finanziell in die Krise geratenes Unternehmen seine Marketingstrategien überdenken muß. Allerdings geht es uns dabei zunächst um die Inhalte kontextueller Verkündigung, um dann zur Überlegung zu kommen, welche Formen und Methoden dem in unserer Umwelt entsprechen. So unterscheiden wir uns dann auch von einer Unternehmensberatung in Sachen Kirche, wie sie heute in vielen Bereichen geschieht.

Vielleicht kann diese Tagung so auch die Diskussion auf der EKD-Synode in Leipzig zum Thema Mission und Evangelisation befruchten. Zumindest aber freuen wir uns auf einen weiteren Schritt in unserem Prozeß hin zu einer kontextuellen Evangelisation in Deutschland.

Rolf Zwick, Essen

Kontextuelle Evangelisation im gesellschaftlichen Wandel

Ein Rundgespräch über die Herausforderungen zur Erneuerung von Kirche und Gemeinde

Nach der Eröffnung des Kongresses fand auf dem Podium ein Rundgespräch mit dem Ratsvorsitzenden der EKD Präses Manfred Kock, der Lüdenscheider Gemeindepfarrerin Monika Deitenbeck-Goseberg, dem Rotenburger Superintendenten Dr. Burghard Krause und dem Evangelisten aus dem Amt für missionarische Dienste der Hannoverschen Kirche Pfarrer Eckard H. Krause statt. – Moderiert wurde das Rundgespräch von dem Journalisten Jörg Marksteiner.

Moderator: Wenn ich mit Kollegen über Evangelisation rede, klingt dieses Wort für sie nach Großveranstaltung, nach charismatischen Predigern, nach einer hoch emotionalen Atmosphäre und nach frommen Liedern. Darum meine erste Frage an den reisenden Evangelisten Eckard Krause: Ist dieses Bild überhaupt gerechtfertigt, das ich so von Kollegen vermittelt bekomme? Ist Evangelisation ein gigantisches Happening?

Eckard Krause: Ja klar, es gibt durchaus die Evangelisation als eine bestimmte kirchliche Veranstaltung. Ich selbst bin Vertreter dieser Form neben anderen Formen. Es sind übrigens fast die bestbesuchtesten Veranstaltungen im kirchlichen Milieu. Aber natürlich ist die Evangelisation wesentlich mehr als ein Happening. Evangelisation ist nicht eingeeengt und beschränkt auf eine bestimmte Veranstaltungsform. Und schon gar nicht auf eine Großveranstaltung.

Moderator: Ich weiß von Ortsgemeinden, die darüber klagen, daß es sehr schwer sei, Werbung zu machen, um Außenstehende für eine Evangelisation

zu erreichen. Es heißt dann: Da kommen ja nur ohnehin fromme Leute, die schon Christen sind. Aber den Mann oder die Frau von der Straße einzuladen, das ist sehr schwer. Darum meine Frage an die Vertreterin der Ortsgemeinde: Worin liegt das eigentlich? Ist es der Inhalt oder ist es die Verpackung?

Monika Deitenbeck-Goseberg: Das finde ich sehr schwer zu beantworten. Letztlich weiß ich nicht, woran das liegt. Ich lebe in einem Stadtteil von Lüdenscheid, der relativ ungeprägt ist. Als ich dorthin kam, gab es dort wenig Aversion gegen Formen von Evangelisation. Viele Leute können sich bei uns unter Evangelisation gar nicht viel vorstellen. Ich habe den Eindruck, daß es unheimlich schwer ist, Leute über Plakate, über Handzettel einzuladen, also über eine relativ anonyme Werbung. Nichts geht da über persönliche Kontakte.

Moderator: Das würde ein bißchen mit dem korrespondieren, was Präses Kock vorhin in seinem Grußwort sagte. Sie sagten: Wir brauchen eigentlich kein besseres Marketing. Was die Aufgabe der Verkündigung so schwer mache, sei vor allem auch diese sperrige Botschaft. Ist das so oder sind Gemeinden nicht auch sehr un kreativ, wenn es darum geht, neue Wege der Evangelisation zu finden?

Manfred Kock: Also es ist beides. Ich sage nur: Zunächst müssen wir uns nicht wundern, wenn die Leute mit der Botschaft nichts am Hut haben wollen. Es gibt so viel andere Zerstreuung und damit tun wir uns schwer zu konkurrieren. Wir sind ja nicht alle wie Rudi Carrell oder wie sie sonst alle heißen, die die Leute vor den Fernsehschirm bannen. Natürlich können wir gar nicht kreativ genug sein. Wichtig ist aber, daß diejenigen, die die Botschaft ausrichten – Pfarrerinnen oder Pfarrer, Ehrenamtliche oder ganz normale Christenmenschen – der Botschaft des Evangeliums für sich selbst etwas zutrauen. Ich meine nicht: Trauen wir unseren eigenen Kräften, sondern trauen wir der Botschaft, daß sie bei uns selbst etwas passieren läßt? In dem Moment, wo uns das klar wird, fängt es an, spannend zu werden.

Moderator: *Darf ich direkt weiterleiten an Ihren Nachbarn. Burghard Krause, ist das so: Trauen viele Mitarbeiter der Botschaft zu wenig zu? Oder sind sie einfach nur schlecht vorbereitet? Haben sie ein falsches, antiquiertes Menschenbild? Die Erfahrung zeigt ja, daß sehr viele eben nicht von der Straße zur Kirche kommen, sondern schon im Umfeld von Gemeinde da sind oder vielleicht sogar schon Christen sind.*

Burghard Krause: Es stimmt schon, daß ganz viele Christen dem Evangelium selber nicht viel mehr zutrauen und daß dies mit ein Grund ist, warum wir den Mut verloren haben, mit diesem Evangelium an Menschen heranzutreten. Ich bin aber ziemlich sicher, daß dieser Mut zurückzugewinnen ist. Wir haben in vielen Gemeinden die Erfahrung gemacht: In dem Moment, wo eine evangelistische – ich sag jetzt noch einmal – Veranstaltung gut und intensiv in einer Gemeinde vorbereitet wird, und das heißt, wo zunächst einmal Christen selber wieder eingeladen werden, sich an ihrem Glauben zu freuen, da wächst plötzlich wieder der Mut, und daraus folgernd auch die Kraft zur Begegnung mit anderen Menschen.

Moderator: *Noch einmal nachgefragt: Was ist das für ein Menschenbild, wenn ich eine Evangelisation anstrebe und sage: Ich weiß von meinem Glauben her, was Menschen brauchen? Und ich möchte es in ihren Kontext übersetzen? Meine Frage: Warum setzt da diese Sperre ein zu sagen: Bin ich der richtige Übersetzer?*

Burghard Krause: Wir haben während unseres Konsultationsprozesses noch einmal gefragt, ob eigentlich das klassische Menschenbild der Evangelisation dem Evangelium wirklich entspricht. Ich will es einmal auf den Punkt bringen. Das traditionelle Menschenbild der Evangelisation ist im wesentlichen stark defizitär angelegt, das heißt der Mensch wird zunächst unter Absehung dessen gesehen, was durch Jesus Christus bzw. durch Gottes Offenbarung längst mit ihm geschehen ist. Wir haben den Eindruck, daß wir heute evangelistisch anders an den Menschen herangehen müssen, in dem wir ihn bereits unter

der Perspektive dessen sehen, was in Christus geschehen ist. Wir haben vorhin den Satz gesagt: Du bist ein begnadeter Sünder. Dabei ist der Hauptakzent zu setzen auf dieses Wort „begnadet“. Wenn wir Menschen wieder ansprechen von dem her, was Gott ihnen zuspricht und an Verheißung für sie bereithält; wenn wir sie verheißungsorientiert ansehen, dann entsteht ein neues Menschenbild. Und das bestimmt auch sehr maßgeblich das Klima der Evangelisation mit.

Eckard Krause: Das würde ich gerne noch einmal unterstreichen. Ich erlebe so viele Christen, die lustlos auf ihre Zeitgenossen zugehen, die über sie nichts mehr glauben können und ihnen das Etikett anhängen: Das sind die verlorenen Sünder! Dann finden sie natürlich auch all das Verlorene und all das Sündige an ihnen. Sie gehen nicht mit der Sehnsucht Gottes auf Menschen zu. Sie sehen in ihnen keine Objekte der Liebe Gottes, keine Knospen, die aufblühen müssen. Sie entwickeln einfach keine Phantasie und verlieben sich nicht in die Leute hinein. Bei der Vorbereitung von Evangelisationswochen frage ich die Mitarbeiter, wie sie auf die Menschen zugehen wollen, die zu den Veranstaltungen kommen sollen. Und dann erlebe ich, wie diese Zielgruppe von der Gemeinde erst einmal diskriminiert wird. Mit Vorurteilen aber kann ich dann nicht wirklich offen auf die Menschen zugehen und ihnen in Liebe begegnen.

Monika Deitenbeck-Goseberg: Darf ich da auch noch einmal nachhaken. Es gibt das Buch von einem katholischen Geistlichen „Du bist der geliebte Mensch“. Ich spüre für uns in unserer Gemeinde, daß genau diese Zusage „Du bist der geliebte Mensch!“ ein ganz wichtiges Element geworden ist. Wir haben sehr viele sowohl Obdachlose als auch psychisch kranke Menschen in unserer Gemeinde. Und da spüre ich jeden Tag neu: Der Inhalt unseres Evangeliums, wovon wir selbst zehren und was wir gerne weitergeben möchten, ist dieser Gedanke: Du bist der geliebte Mensch. Das ist ein Ansprechpunkt für Menschen – egal woher sie kommen.

Manfred Kock: Ich würde gerne zu diesem Punkt noch etwas sagen. Ge-

nau darum geht es, daß Menschen begreifen, daß sie auf ihren Wert, auf ihr Geliebtsein angesprochen werden. Dann merken sie plötzlich, was sie im Leben für einen Unsinn machen und was bei ihnen schiefgelaufen ist. So herum ereignet sich das, was wir mit Sündenerkenntnis meinen.

Burghard Krause: In dem Moment, in dem wir Menschen auf ihre Dunkelheit ansprechen, die sie ohnehin zur Genüge erleiden und erleben und sie auf dieser dunklen Folie dann mit der Gnade sozusagen aus ihrer Sünderecke hervorlocken, passiert genau das nicht, was ich „verheißungsorientiert“ nenne. Die Menschen müssen auf das angesprochen werden, was sie in Christus und durch Christus von Gott her sind und sein werden in seiner Kraft und durch seine Gnade. Und in dem Moment, wo das geschieht, richten sie sich auch wieder auf. Die Gestalt von Evangelisation hängt sehr von einem solchen verheißungsorientierten Blick ab. Evangelisation ist eben kein missionarischer Kampfsport, bei dem man den Gegner evangelistisch zu überwältigen hätte. Ich glaube zutiefst, daß Evangelisation letztlich ein zärtliches Geschäft ist. Wir müssen wieder lernen, Menschen im Licht Gottes zu Gott zurückzulieben. Das braucht eine andere Begegnungs- und Sprachgestalt als sie oft in der klassischen Evangelisation vorzufinden war.

Moderator: *Da würde ich gerne einhaken. Herr Krause sagte: Wir müssen uns in die Menschen, mit denen wir es in der Evangelisation zu tun haben, neu hinein verlieben. Evangelisation sei letztlich ein zärtliches Geschäft. Andererseits können wir natürlich in der Gemeinde nur mit den Menschen evangelisieren, die wir haben. Darum die Frage: Brauchen wir dazu erst einmal interne Schulungen, bevor wir evangelistisch auf andere Menschen zugehen? Da ist ja offensichtlich ein Widerspruch, wenn vieles nicht vernünftig funktioniert. Wie soll der gelöst werden?*

Manfred Kock: Ich spreche ja als einer, der nicht das Geschäft des Evangelisten treibt. Lange ist die Evangelisation als Spezialform kirchlichen Handelns in eine Ecke gestellt worden. Aber es ist nicht gut, daß der missio-

narische Impuls nur von der sogenannten verfaßten Evangelisation ausgeht. Sie muß eine Sache der gesamten Kirche werden. Es müßte gefragt werden: Welche Impulse können aus den Evangelisationserfahrungen, die wir ja haben, auf die sonst in der Kirche Tätigen übergehen? Ich bin mir ziemlich sicher, daß viele Menschen heute auf das Thema „Evangelisation“ anspringen. Wie kann man die Schwelle überwinden zu den Menschen hin, die das Evangelium bisher noch nicht gehört haben? Wie können wir es hinkriegen, daß den Menschen die Grundelemente des Glaubens vermittelt werden? Das ist auch meine Frage an die Evangelisation und an unsere Volksmissionarischen Ämter. Wir brauchen eine Erweiterung der evangelistischen Mittel und Methoden. Wir müssen heraus aus der traditionellen Ecke mit seinen traditionellen Sprachmustern und Methoden.

Eckard Krause: Herr Präses, aber genau in diese Ecke werden wir ja ganz häufig immer wieder, vor allen von Kollegen und von den Institutionen der Landeskirche gestellt. Ich sage es Ihnen ohne Larmoyanz: Ich bin fröhlich und gerne in meinem Job als Evangelist und schäme mich dessen auch nicht, selbst wenn man sich manchmal auf Pfarrerkonferenzen zweimal entschuldigen muß, weil man vom Amt für missionarische Dienste kommt. Laien auf den Gedanken der Evangelisierung zu bringen, ist relativ einfach. Laien begreifen das ganz schnell. Viel schwieriger ist es mit Kollegen im Pfarramt. Da existieren unendlich viele theologische Vorbehalte, Vorurteile und Verletzungen. Die meisten Blockaden erlebe ich bei Amtskolleginnen und -kollegen. Manche Pfarrerrinnen und Pfarrer nehmen einfach gar nicht wahr, welche vielfältigen Formen der Evangelisation inzwischen im Land praktiziert werden und was und welche Impulse dadurch in die Gemeinden gehen. Hier müßte man fragen: Was sind das eigentlich für Blockaden in der Pfarrerschaft, die emotional abgehandelt werden; die aber zutiefst theologische Probleme sind?

Burghard Krause: Eckard Krause hat recht. Wir haben in der evangelistischen Praxis längst bestimmte traditionelle Klischees hinter uns gelassen. Es

gibt wirklich sehr phantasievolle Formen von Evangelisation. Aber wir sind noch nicht heraus aus dem falschen Verständnis von Evangelisation als einem besonderen Typ von Veranstaltung. Dies sitzt ganz tief. Evangelisation, so haben wir in der theologischen Plattform zu beschreiben versucht, ist ein Prozeß, der die ganze Gemeinde mitbetrifft. Ich mag eigentlich inzwischen lieber, weil dieser Begriff das Prozeßhafte stärker in den Blick nimmt. Wir haben bisher immer wieder kontingente Veranstaltungsformen von Evangelisation. Was uns aber fehlt, ist ein gemeindliches Umfeld, das die evangelistische „Verbalakrobatik“ wenigstens andeutungsweise abdeckt und etwas von der befreienden Wahrheit Jesu sichtbar macht. Wir brauchen eine evangelistische Körpersprache der Gemeinde. Ganz viele Menschen finden heute nicht so den Weg zum Glauben, daß sie zunächst einmal Christus begegnen, um dann in eine Gemeinde hineinzuwachsen. Der Weg geht meist umgekehrt. Sie finden zunächst provisorisch, fragend, suchend, zweifelnd in einer Gemeinde ein Stück Heimat. Dort lernen sie in einem missionarischen Ausstrahlungsfeld der Gemeinde langsam den Glauben; eignen sich ihn an und wachsen vielleicht dann auch zu einer eigenen Entscheidung des Glaubens heran. Wenn wir dieses gemeindliche Umfeld nicht schaffen, wird die punktuelle Evangelisation als Veranstaltungstyp ihre Durchschlagskraft verlieren.

Moderator: *Es war gerade vom Prozeß der Evangelisierung die Rede. Bedeutet das den Abschied von der Vorstellung der Evangelisation als einer punktuellen Veranstaltung? Muß dann der normale Standard sein, daß Evangelisation eine dauerhafte Aufgabe in jeder Gemeinde wird? Sind wir dann weg von diesem Veranstaltungstyp Evangelisation? Ist er ein Auslaufmodell?*

Eckard Krause: Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß diese, auf eine bestimmte Veranstaltung zielende Form der Evangelisation je aufhören kann und wird. Aber richtig ist, daß sie von der Körpersprache der Gemeinde flankiert sein muß. Sonst ist sie das Gegenteil von dem, was sie bewirken

soll. Evangelisation als punktuelle Veranstaltung kann nur da gelingen, wo die Gemeinde als Ganze die verschiedenen anderen Charismen lebt und so eine Evangelisationsveranstaltung mit dem sonstigen Leben der Gemeinde organisch verbunden wird.

Monika Deitenbeck-Goseberg: Ich erlebe das so, daß einerseits Evangelisation ein permanentes Element in der Gemeinde sein muß. Wir brauchen es, wir haben solche „Schnupperabende“, die wir regelmäßig anbieten. Leute kommen dann dort hin, fangen frisch mit dem Glauben an oder rücken näher an die Gemeinde heran. Aber als Höhepunkt, da haben wir immer wieder auch einmal solche besonderen Veranstaltungen, sei es in der Form der klassischen Evangelisation mit neuem Zuschnitt oder auch in einer völlig neuen Form.

Manfred Kock: Ich möchte noch einen Satz hinzufügen. Das Wichtige ist, daß die Kirche als Ganze in ihren Mitarbeitern und ihren Mitgliedern etwas wollen können muß. Das ist das eigentliche Dilemma im Blick auf Evangelisation. Sie haben eben nach den Widerständen gegenüber der Evangelisation gefragt. Wir kommen aus einer Zeit, in der man erstens gesagt hat: Man kann es gar nicht machen! Andere haben dann hinzugefügt: Man muß auch gar nichts wollen. Man muß absichtslos einfach die Liebe ausströmen. Man darf keinen in Besitz nehmen wollen. Man darf nicht verändern wollen. Die Kirche kann von den evangelistisch Tätigen lernen, daß man etwas wollen können muß. Ich halte dies für eine verfluchte Krankheit unserer Kirche, daß viele Leute sagen: Ich muß nichts wollen. Es geht dabei ja gar nicht um Manipulation, aber man darf etwas wollen. Ja, in jeder Predigt muß der Prediger etwas wollen. Die Gemeinde spürt sehr deutlich, ob der Prediger etwas will oder nichts will. Die Gemeinde spürt auch, ob er sie einfangen will oder ihr die Liebe Gottes vermitteln möchte.

Moderator: *Sie sagen: Wir brauchen einen neuen Anfang, ein neues Herangehen an die Evangelisation. Herr Krause: Ist das ein Lernen aus Fehlern oder welche Motivation steckt dahinter? Ist es die Angst, sonst in die Be-*

deutungslosigkeit zu rutschen? Was sind ihre Motive?

Burghard Krause: Negative Motivationen sind in der Regel immer schwach, und sie halten nicht sehr lange durch. Darum glaube ich, daß wir Evangelisationen ganz neu von positiven Motivationen her angehen müssen. Für mich ist die größte Motivation Gott selbst. Evangelisation geschieht ja nicht aus Expansionsdrang einer Kirche, der die Leute weglaufen. Hinter der Evangelisation steht die *missio Dei*, das heißt, die Evangelisation geht von Gott selbst aus. Gott selbst hat Sehnsucht nach seinen Menschen. Er hat eine unglaubliche Leidenschaft für diese Welt und bewegt sich missionarisch als dreieiniger Gott auf diese Welt zu. Was soll denn eine Kirche, die an ihn glaubt, anders tun, als sich in diese Bewegung mitnehmen zu lassen? Die Hauptmotivation für mein evangelistisches Wollen ist Gott selbst in seiner Lust am Menschen. Wenn uns diese Lust nicht mehr antreibt, dann fehlt uns die entscheidende Antriebskraft. Aber ich habe eine Anfrage an Präses Kock. Ich will es einmal zuspitzen: Ich habe manchmal die Vermutung, daß Kirche im Augenblick eher auf Kommunikations-Kampagnen setzt, um die Mitgliedschaft zu stabilisieren, statt sich von dem Motiv treiben zu lassen, daß Gott diese Welt nicht los läßt, und sie so wieder eine Leidenschaft für die Menschen entwickelt. Stimmt das aus Ihrer Sicht oder nicht?

Manfred Kock: Ich halte das für falsche Alternativen. Ich glaube, daß gute Evangelisten viel von Kommunikationsgesetzen kennen. Ich halte es für wichtig, daß die Leute, die zu einer Gemeinde gehören, auch stabilisiert werden. Wie soll sonst ein Netz von Menschen da sein, die andere aufnehmen können? Ich würde mich dagegen wehren, falsche Gegensätze aufzubauen: Hier sind die Evangelisten – und da sind die Kommunikatoren. Natürlich besteht das Evangelium nicht nur darin, daß da ein kommunikativer Prozeß abläuft. Das müssen wir deutlich sagen: Im Evangelium wird uns etwas angeboten, das wir nicht von uns selber haben. Und das die besten Werbetechniker nicht herstellen können. Ich glaube, wir müssen uns in diesem

Zusammenhang noch entschiedener und mit neuem Mut auf die Welt einlassen, wie sie ist. Dazu gehört die Tatsache, daß Menschen eben nicht ständig immer ganze Pakete an Wahrem annehmen, sondern daß sie behutsam auswählen: Hier ein bißchen, da ein bißchen. Das halte ich für die eigentliche Komplikation, die wir heute haben: Wie vermitteln wir etwas, bei dem die Menschen, in dem sie ein erstes Ja-Wort zum Herrn Jesus sagen, alles andere mit einpacken, das wir als Kirche in unserer Geschichte mit uns herumtragen? Darüber müßten wir noch ein wenig mehr reden. Evangelisation geht nicht, ohne daß es zugleich um eine verfaßte Kirche, um eine sichtbare Struktur geht. Deshalb lasse ich mir nicht gerne sagen, ich sei nur an der Stabilisierung der Mitglieder interessiert.

Eckard Krause: Sie haben als Journalist gefragt, ob wir aus Fehlern gelernt haben und antiquierte Formen der Evangelisation abgeschafft haben. Ich selber habe evangelistische Veranstaltungen erlebt, die ich unerträglich fand. Aber ich will eine Lanze brechen für diese Evangelisation und auch für die klassische Evangelisationsveranstaltung. Wir haben nicht Fehler korrigiert, sondern wir haben den Kontext neu begriffen. Diese Veranstaltungsformen sind in einer Zeit entstanden, in der man sich in großen Versammlungen mit Tausenden von Leuten wohl fühlte. Da sind diese Formen der klassischen Evangelisationsveranstaltung entstanden. Und da hatten sie auch ihren Platz und ihr Recht. Heute brauchen wir das Miteinander von permanenter und kontingenter Evangelisation. Das heißt, daß Menschen zum Beispiel durch eine niedrigschwellige evangelistische Veranstaltung Lust auf das Kennenlernen der Gemeinde bekommen. Sie wissen längst noch nicht, worauf sie sich eigentlich einlassen. Doch wenn sie dann eine liebevolle Gemeinde finden, die auf sie zugeht, dann wächst das, was früher von der klassischen Evangelisation als Ergebnis erhofft wurde, nämlich Antwort auf die Einladung des Glaubens.

Moderator: Zur Konkretisierung kommen wir ja noch. Es geht jetzt um die Frage: Was ist eigentlich das maßgebliche Motiv für einen Neuanfang in der

evangelistischen Praxis? Da möchte ich den Präses noch einmal fragen. Böse Zungen sagen: Eine Volkskirche ohne Volk, das wird lange Zeit hingenommen. Aber eine Volkskirche ohne Geld, da werden sehr viele wach. Das ist böse und überspitzt gesagt. Sie sagen vorhin, es kommt nicht darauf an, was den Anstoß für die Evangelisation gibt. Das fand ich sehr bemerkenswert. Vielleicht sagen Sie doch einmal, was Sie damit konkret meinen.

Manfred Kock: Ich hab das vorhin auf die vorwurfsvolle Frage bezogen: Werdet ihr als Kirche erst wach, wenn die Mitglieder wegbleiben? Da sage ich: Wenn daß das Motiv sein sollte, daß Gott, der Herr, uns durch solche statistischen Krisen führt, dann ist es für diejenigen, die auf Grund eines solchen Umstandes zum Evangelium finden, letztlich egal. Schon der Apostel Paulus war nämlich der Meinung: Hauptsache, das Evangelium wird gepredigt – egal, aus welcher Motivation. Das muß man sich klar machen. Ich finde aber, viel elementarer ist die Frage, ob diese Gesellschaft in ihrer Pluralität auch die Kirche braucht. Ich finde eine Haltung unerträglich, die sagt: Wenn die Leute uns nicht mehr als Kirche haben wollen, dann eben nicht. Dann bleiben wir ein kleiner Club. Die Menschen brauchen die Kirche. Sie brauchen die Botschaft dieser Kirche, weil sie in dieser Welt keine andere Wahl haben. Entweder kreisen sie um sich selbst und die selbst gemachten Götter – oder sie lassen sich von dem Gott, der in Jesus Christus die Liebe ist, befreien. Ich halte es für ein tolles Motiv, wenn einer sagt: Ich kann es nicht mehr ertragen, daß nur so wenige Leute in unsere Gemeinde kommen. Ich muß mich mit anderen zusammenschließen und gucken, woran das eigentlich liegt. Es ist für eine Kirche dringend erforderlich, daß sie nicht an Vereinsamung erfriert, sondern entdeckt: Wir brauchen die Gaben und Fähigkeiten auch der Menschen, die jetzt noch der Meinung sind, daß sie mit der Kirche nichts am Hut haben.

Monika Deitenbeck-Goseberg: Ich will es gerne für unsere Gemeinde persönlich formulieren. Wir haben das Staunen über Gott neu gelernt. Das hat uns dazu angetrieben, eine einladende

Gemeinde zu sein. So könnte ich sagen: Motivation für einen neuen evangelistischen Aufbruch unter uns ist gewesen, daß wir Gott die Ehre geben wollten: ihn anbeten, ihn preisen, ihn loben und daß wir zugleich für Menschen da sein wollten, die bei uns Herz und Seele finden sollten. Damit ist vieles gewachsen und geworden. Wir sind mit zaghaften Schritten unterwegs, manchmal auch mit mutigeren Schritten. – Als wir eben von Kirche sprachen, habe ich gedacht: Ich bin unheimlich gerne Pfarrerin in dieser Kirche. Aber ich habe zugleich ein riesengroßes Herz für die Freikirche. Die Volkskirche ist für mich eine Form, die ich gerne aufrecht erhalten möchte, weil so viel Gutes darin ist. Ich habe die große Sorge um den vagabundierenden Glauben und die vagabundierende Religiosität. Deshalb denke ich: Kirche ist eine gute Form, um dem Glauben Gestalt zu geben. Aber im Grunde schlägt mein erstes Herz nicht in beziehungsweise für die Kirche, sondern für den Herrn dieser Kirche.

Manfred Kock: Wenn er denn das Haupt ist und wir – Gott sei Dank – kein zentralistisches Haupt in irgend einer Weltstadt haben! Wir brauchen eine Kirche, deren Haupt Christus ist.

Moderator: *Da wird keiner widersprechen. Aber gehen wir davon aus, daß es einen Pluralismus an Motiven gibt, um evangelistisch tätig zu werden. Da würde ich gerne nachhaken. Was heißt das für die Umsetzung in einen postmodernen Kontext? Wie weit sind sie als einladende Gemeinde eigentlich bereit, sich auf eine neue Umwelt, auf veränderte Menschen einzulassen und können sie sich dabei dennoch treu bleiben?*

Monika Deitenbeck-Goseberg: Wir bleiben uns treu aufgrund der Botschaft und aufgrund dessen, daß wir uns davon gehalten wissen, daß diese Welt nur einen einzigen Herrn hat. Daraus erwächst eine unglaubliche Bandbreite an Möglichkeiten. Das finde ich so liebenswert an unserer Gemeinde, daß sie ein unendlich offenes Herz für Jugendliche, für Obdachlose und für alle möglichen unregelmäßigen Verben hat. Bei uns im Gottesdienst kann ganz viel vorkommen. So sind in jedem Gottesdienst eine

Menge Leute beteiligt. Man muß nicht schon etwas können müssen, um zum Beispiel eine Begrüßung machen zu dürfen. Man darf Fehler machen, und die Gemeinde fängt das auf. Unsere Jugendlichen werden immer im Gottesdienst mit herzlichem Beifall bedacht bei allem, was sie tun. Das kann ganz toll gewesen sein oder eben auch weniger toll: Die Gemeinde freut sich einfach, daß sie da sind. Unsere Obdachlosen machen hinterher immer das Bistro. Es ist bei uns vieles möglich, einfach aus dem Herzen heraus. Es ist trotzdem kein schludriger Gottesdienst.

Eckard Krause: Ich würde gerne etwas dazu sagen. Ich glaube, daß gerade in der Postmoderne die Menschen keine Lust mehr auf fertige Bilder oder Systeme haben. Und dazu zählen sie die Kirche auch. Ich wollte das glauben, Herr Präses, daß die Menschen die Kirche brauchen. Was geschieht, ist, daß sie religiöse Fragen wieder zulassen. Sie brauchen Spiritualität. Aber Spiritualität finden sie an vielen Stellen; die Kirche ist auf dem religiösen Markt dann nur noch ein Anbieter unter vielen. Wir müssen fragen: Was hat welche Notwendigkeiten in der Postmoderne? Menschen brauchen personhafte Begegnungen. Sie brauchen unendlich viel Liebe und Zuwendung, und die ist zuallererst im Evangelium erfahrbar. Der Mensch der Postmoderne ist die Ideologie leid, aber er braucht ein zuwendendes, bedingungsloses Ja zu seiner Person. Wie können wir zum Beispiel die Rechtfertigungslehre so übersetzen, daß sie einen Menschen erreicht und er spürt: Da kommt ein Ja auf mich zu. Und wenn er sich diesem Ja aussetzt, erfährt er das ganze Geheimnis des Glaubens. Ideologische Verkündigungsgeschichten oder das Setzen auf Institution haben heute überhaupt keine Chancen. Wir müssen eine sehr personhafte Nähe zum Menschen wagen; ihm signalisieren, daß wir Ja zu ihm sagen. Da würde ich sowohl den Evangelikalen als auch den Traditionalisten sagen: Ihr tragt so viele Neins vor euch her, daß viele Menschen gar keinen Mut mehr haben, sich euch zu nähern.

Moderator: Ja, die Frage geht direkt weiter an Sie, Herr Krause.

Burghard Krause: Sie haben gefragt: Wie kann man sich auf postmoderne Rahmenbedingungen einlassen und sich dabei zugleich treu bleiben? Mir ist zunächst einmal wichtig zu sagen, daß wir an dieser Frage während unseres Kongresses intensiv arbeiten müssen. Ich glaube, es gibt diesbezüglich eine ganze Menge offene Punkte. Ich bin zum Beispiel längst nicht fertig mit der Marktsituation, auf die wir als Kirche immer wieder stoßen. Kirche muß auf den Markt, so wird gesagt. Meine Frage heißt: Wo ist der? Wie baut man dort einen Stand auf, der wahrnehmbar wird? Was heißt „marktfähig werden“, ohne das Evangelium zur Ramschware zu machen? Menschen leben in einer provisorischen Daseinshaltung. Sie legen sich nicht mehr fest; es werden keine Verbindlichkeiten mehr eingegangen und wenn, dann nur auf Zeit und mit lockeren Verträgen, die schnell wieder kündbar sind. Es ist ein Lebensgefühl, das auf allen Ebenen kenntlich wird. Was heißt das aber für den Ruf in die verbindliche Nachfolge Jesu Christi? Oder ein anderes Phänomen, das schon angesprochen wurde: Ideologie ist out. Alles, was nur noch argumentativ daherkommt, hat überhaupt keinen Reiz mehr. Wie kann Evangelium wieder geschmeckt, gefühlt, erfahren werden, ohne daß wir bedürfnisorientiert alles abdecken, was sich da im Tumfeld religiöser Bedürfnisse auftut? Ich glaube, wir müssen eine evangelistische Dimension des gottesdienstlichen Lebens wieder entdecken. Das Evangelium muß da nicht gelehrt, sondern schlicht und ergreifend gefeiert werden. Wolfgang Vorländer hat den Satz gesagt: Wir gewinnen unsere evangelistische Vollmacht nur wieder, wenn wir auch unsere doxologische Vollmacht wieder gewinnen. Wenn wir also Gott zweckfrei feiern. Das wäre für mich eine erste Antwort, aber es bleiben noch etliche Fragen offen, wenn wir auf die postmodernen Herausforderungen eingehen.

Moderator: Auf Beispiele von Konkretisierung kommen wir noch. Da bin ich auch sehr gespannt. Aber ich möchte Herrn Kock noch einmal fragen: Sind die Strukturen in der Kirche eher hinderlich oder doch förderlich? Oder müssen die Strukturen verändert beziehungsweise modifiziert werden? Wie

reagieren wir auf die Postmoderne? Sie sprachen von Elementarisierung.

Manfred Kock: Eins der Kennzeichen der Postmoderne ist ja, daß die Menschen alle verschieden sind. Und individuell leben. Da ist es sehr schwer, sie nur mit einem bestimmten Angebot anzusprechen und ihnen zu begegnen. Überlegen Sie einmal: Welche Musik sollen wir überhaupt im Gottesdienst machen? Da werden Ihnen schon junge Menschen völlig unterschiedliche Antworten geben, je nachdem, ob sie mit 15jährigen oder mit 19jährigen oder mit 22jährigen zu tun haben. Wir haben eine postmoderne Marktsituation, die so verwirrend und vielfältig ist, daß wir gar nicht genug Strategien entwickeln können und eben mit einem Veranstaltungstyp nie alle erreichen können. Es muß die Vielfalt geben. Das spricht übrigens auch für eine plurale Kirche. Es muß in ihr eine große Vielfalt geben. Wenn sie denn nur im Zentrum eindeutig ist, dann kann sie eine ganze Menge Unterschiede verkraften. Das zweite ist: Wir leben in einer Welt, in der die Menschen gewöhnt sind, überall gut und perfekt gemachte kommunikative Strukturen anzutreffen. Da dürfen wir unsere kirchlichen Veranstaltungen vom Gottesdienst bis zum missionarischen Treffen in einer Gemeinde nicht schludern. Sie müssen intensiv vorbereitet sein. Diese geniale Schlamperei, die wir manchmal in der Kirche an den Tag legen. Ich bin ja jetzt gelegentlich einmal Gottesdiensthörer in einer ganz normalen Gemeinde. Und dann erlebe ich diese Verrenkung an Sprache und Fürbitten, bei denen Gott immer alles in die Ohren gesagt wird, was er eh schon weiß. Wo das Gebet als eine Art Informationsvermittlung für die Gottesdienstbesucher mißbraucht wird. Ich sage das nur einmal als Beispiel. Wir erleben heute eine sehr starke Konkurrenz. Da können wir uns Schludrigkeiten nicht leisten. Wir sind im Blick auf das Bewußtsein der sogenannten postmodernen Leute als Kirche ein Anbieter unter vielen. Wir selbst sind davon überzeugt, daß wir das Beste haben. Aber die Menschen nehmen uns als ein Angebot unter vielen wahr. Da müssen wir aufpassen, wo wir eben nicht konkurrieren dürfen. Ich möchte nicht gerne konkurrieren, daß wir als Kirche den Menschen

ein Verfahren anbieten, bei dem sie auf sich gestellt mit ihrem Leben zurecht kommen sollen.

Moderator: *Ich würde jetzt gerne zum letzten Punkt kommen. Es geht um Konkretionen für die Erneuerung von Kirche und Gemeinde, zum Beispiel im Bereich Gottesdienst. Ist der Gottesdienst nicht eigentlich der Ort, wo die ganze Gemeinde zusammenkommt? Müßten wir es da nicht doch allen recht machen? Wie löst man diesen Widerspruch auf, daß dies in der Postmoderne eigentlich gar nicht mehr möglich ist? Vielleicht darf ich als erste die Vertreterin der Ortsgemeinde fragen.*

Monika Deitenbeck-Goseberg: Ein ganz spannendes Phänomen ist für uns, daß der Gottesdienst einerseits geliebt und andererseits abgelehnt wird, und zwar völlig unabhängig von jedem Alter. Die Altersspanne reicht bei uns von 11 bis 87 Jahren. Das Gros der Gottesdienstbesucher ist zwischen 30 und 50 Jahre alt. Die Liebe zum Gottesdienst und das Gefallen finden an unserer Form des Gottesdienstes ist völlig unabhängig vom Alter. Wir haben allerdings die Bandbreite der Musik im Gottesdienst bewußt erweitert. Wir haben zwar seit Jahrzehnten denselben Gottesdienstablauf, aber die einzelnen Elemente der Liturgie sind neu gefüllt. Um es konkret zu machen: Statt „Ehre sei dem Vater und dem Sohn“ singen wir „Gepriesen sei der Herr“. Statt des „Kyrie“, das wir bisher gehabt haben, singen wir das russische Kyrie mehrstimmig. Statt des „Ehre sei Gott in der Höhe“ singen wir das „Adoramus te“ aus Taizé mehrmals hintereinander. Wir haben einen Flügel im Gottesdienst, doch sehr häufig spielen neben dem Flügel auch die Gitarren oder ein Cello mit anderen Instrumenten. Natürlich kommt in jedem Gottesdienst auch die Orgel zum Einsatz. Aber wir erleben eben auch, daß sich Menschen mit unserer Art des Gottesdienstes schwer tun; sie möchten lieber die distanzierte Kirche. Das heißt, sie möchten eine relativ distanzierte Form des Gottesdienstes erleben und mögen nicht die persönlich-herzliche Atmosphäre bei uns. Es geht bei uns wirklich herzlich und warm zu. Wir singen in jedem Gottesdienst nach der Schriftlesung ein Anbetungslied. Einmal im Monat feiern wir auch be-

wußt einen Anbetungsgottesdienst. Begonnen hat eigentlich alles damit, daß in unserer Gemeinde eine Gebetsbewegung entstanden ist, und eine unglaubliche Sehnsucht nach Anbetung aufbrach. Ohne das können wir uns unseren Gottesdienst gar nicht mehr vorstellen. Das ist schon etwas sehr Tragendes. Doch wem das zu dicht ist, der tut sich schwer mit uns.

Moderator: *Eine Frage an den Vertreter der theologischen Plattform: Wollen Sie zielgruppenspezifische Arbeit oder haben Sie die Gemeinde als Gesamtgebilde im Blick?*

Burghard Krause: Unsere theologische Plattform hat dazu keine Aussagen gemacht. Wir sind mit diesem Text als Angebot angetreten, um an diesen Fragen weiter zu arbeiten. Was ich eben gehört habe, macht richtig neidisch. Ich spüre bei ganz vielen Menschen eine Sehnsucht nach einem wirklichen Feiern des Gottesdienstes. Es ist ja ein Unterschied, ob ein Gottesdienst gehalten wird und der Pfarrer am Ende sagt: Ich habe meine Pflicht und Schuldigkeit getan. Oder ob der Gottesdienst von einer Gemeinde geliebt, gestaltet und gefeiert wird. Ich finde es schön, wenn unterschiedliche Musikkulturen den Gottesdienst beleben, aber es braucht deswegen keine Gags. Es braucht die Erfahrung des Menschen, sich an seinem Gott zu freuen und ihn zu preisen. Da sind wir bei uns in Rotenburg auf dem Wege, es zu probieren. Auf der anderen Seite gibt es Menschen, die nicht sofort in diese Dichte und Herzlichkeit wollen, wie Monika Deitenbeck-Goseberg gerade deutlich machte. Wir müßten uns auch fragen: Welche gottesdienstlichen Angebote gibt es für diese Menschen? Wir haben zum Beispiel in Rotenburg eine gute Kirchenmusikszene, die ein völlig anderes, durchaus nicht unkirchliches oder ungeistliches Publikum erreicht als unsere Gottesdienstangebote.

Monika Deitenbeck-Goseberg: Ich möchte noch etwas ergänzen. Es ist für mich ein echtes Phänomen, daß bei uns inzwischen mehrere Ärzte bzw. Arztfrauen gelandet sind. Das finde ich insofern spannend, weil ich merke: Einerseits kommen unsere Obdachlosen und fühlen sich von unserem

Gottesdienst von Herzen angesprochen. Und andererseits sitzen in demselben Gottesdienst ein paar Ärzte und Arztfrauen und fühlen sich ebenso von Herzen angerührt und kommen wieder. Das heißt für mich: Es ist nicht die Frage des Niveaus oder eines bestimmten Musikgeschmacks, ob sich Menschen in unserem Gottesdienst wohl fühlen.

Manfred Kock: Ich sehe das ein bißchen anders. Ich habe bei den Willow-Creek-Leuten gelernt: Wenn man wirklich missionarische Kirche sein will, dann muß man unterscheiden, ob jetzt Menschen da sind, die einen Gottesdienst feiern und sich zurüsten lassen wollen oder ob man Leute eingeladen hat, die als Gäste an einem Gottesdienst teilnehmen. Sie trennen das strikt voneinander. Meine Frage ist auch: Ist die Pflege des Bestandes der Kerngemeinde das gleiche wie das Suchen nach neuen Menschen? Es muß durchaus der Mühe wert sein, sich darüber Gedanken zu machen, wie wir mit unseren Gottesdiensten neue Zielgruppen ansprechen. Wir brauchen Differenzierung. Und de facto vollzieht sie sich ja auch schon. In größeren Städten ist es längst so, daß sich Menschen nach dem Stil, den sie für sich selber brauchen, ihren Gottesdienst auswählen. Ich meine, daß Wichtigste ist aber – und das haben wir andern gegenüber als Vorteil – daß bei uns persönlich leibhaftige Begegnungen möglich sind und man sich miteinander trifft. Was wirklich gebraucht wird, ist das Leben von Gemeinschaft. Das ist unsere Stärke, und da müssen wir ran.

Moderator: *Vielleicht sollte man unterscheiden, ob man im Bereich der Gemeindeangebote differenziert oder im Bereich des Gottesdienstes. Eckard Krause, macht es Ihnen die Arbeit leichter, wenn Sie wissen, Sie haben eine relativ homogene Gruppe als Zuhörer vor sich oder wenn es eine sehr differenzierte, plurale bzw. multi-kulturelle Gruppe ist? Sie merken, ich bringe schon die ganzen Schlagworte der Postmoderne. Würde es Ihnen die Arbeit leichter machen, wenn Sie wissen: Das sind Jugendliche ungefähr aus den und den Schichten oder aus einem ganz bestimmten Milieu?*

Eckard Krause: Ganz ohne Frage würde es die Arbeit leichter machen. Aber es ist in der Regel nicht so. Und ich denke, wir jagen dem Zeitgeist hinterher, wenn wir versuchen wollen, ausgerechnet in der Postmoderne den unterschiedlichsten Geschmacks- und Zielgruppen gerecht zu werden. Was Willow Creek macht, ist ja zum Teil problematisch in unserer volkskirchlichen Situation. Sie unterscheiden in der Tat Zielgruppen, aber nicht nach Geschmack, Musikgeschmack oder Alter, sondern zuerst einmal nach Suchenden, die einzuladen sind, und denen, die im Glauben gestärkt und gefördert werden müssen. Schon allein diese Unterscheidung in unserer Kirche vorzunehmen, läßt bereits die Wogen hochgehen. Denn sofort wird unterstellt, wir wollten auf diese Weise Menschen ausgrenzen, etikettieren. Willow Creek unterscheidet und sagt: Wir wollen zielgruppenorientiert nicht nach unterschiedlichem Geschmack, sondern danach fragen, ob wir Suchende oder Fragende als Gäste zu uns einladen oder Menschen, die schon zur Gemeinde dazu gehören und im Glauben gefördert werden wollen. Unterscheidung halte ich für ganz wichtig, und das sollten wir wieder lernen. Andererseits ist es erstaunlich, daß die Leute durchaus eine Gestalt des Gottesdienstes akzeptieren, die nicht ihre ist, wenn sie nur merken, daß sie mit Leben und Liebe gefüllt ist. Luther hat in der Vorrede zur Deutschen Messe etwas gesagt, was aus vielerlei historischen Gründen so leider nie umgesetzt wurde. Und trotzdem hatte er damit recht. Er sagte: Die Lateinische Messe ist dazu da, die Gemeinde zu erbauen und weiter zu bringen. Die Deutsche Messe soll gefeiert werden für – wie Luther sagt – „Leute, die auf dem Marktplatz stehen und gaffen“. Er wußte also sehr wohl, daß es Menschen gibt, die zum Glauben noch keinen Zugang haben und die darum diese andere Form der Deutschen Messe brauchen. Und dann der Zirkel: Die Kleingruppe, in der die Schönheit von Gemeinschaft erlebt wird. Ich glaube: Nur da, wo ein solcher Dreiklang in einer Gemeinde vorhanden ist, wird sie im guten Sinne missionarisch und öffnet sich.

Moderator: *Wir haben bei der Ortsgemeinde angefangen und ich treibe es*

ganz bewußt einmal auf die Spitze: wenn sich die Attraktivität von Gemeinde künftig ganz sicher auch über ihr Profil definiert, ist da eigentlich eine Gemeindegrenze innerhalb einer Ortsgrenze noch zeitgemäß? Brauchen wir Personal- oder Richtungsgemeinden?

Manfred Kock: Ich glaube, man muß sich erstens darüber freuen, daß wir in unserer Kirche noch ein flächendeckendes Angebot haben. Es bietet viele Chancen. Aber es ist richtig: Menschen leben oft nicht da, wo sie wohnen. Die Menschen sind heute sehr mobil, und wir müssen daher in der Kirche missionarische Strategien entwickeln, damit wir Kristallisationspunkte haben, an denen Menschen sich sammeln können. Da können wir noch manches entwickeln. Das ist heute dran. Aber ich glaube nicht, daß wir Richtungsgemeinden in unserer Kirche fördern sollen. Ich habe 1955 angefangen zu studieren. Damals hatte man die These: Wir müssen die Kirche überall plazieren, sozusagen an jeder Straßenecke. Wir sagten damals: Wir müssen die Kirche im „Schlappen-Bereich“ haben. Also, wo man gar keine Straßenschuhe mehr anziehen muß, sondern in Hausschuhen hingehen kann. Das ist eigentlich vorbei. Wir haben das zwar noch weitgehend, aber wir sollten aufpassen, daß wir als Kirche nicht die ganze Zeit nur noch in „Schlappen“ rumlaufen. Kirche mit Schlappen ist schlapp. Wir brauchen tatsächlich neue Kristallisationspunkte. Es ist nicht ganz leicht, aber die Rahmenbedingungen dafür haben unsere Kirchen geschaffen.

Moderator: *Die Zeit für unser Gespräch ist abgelaufen. Ich möchte mit einem herzlichen Dank an die Runde unser Podiumsgespräch beenden. Lassen Sie mich abschließen mit einem Zitat. Er eignet sich als Generalspruch wunderbar. Er stammt von meinem Lieblingskabarettisten Hanns Dieter Hüsch. Der sagt: „Kapitulation ja, Resignation nie, Optimismus ungern und Zuversicht immer.“ Vielen Dank.*



Evangelisierung im Kontext der Postmoderne

Ruf zur Umkehr und
kulturelle Plausibilität –
Ein Spannungsverhältnis

Clemens von Alexandrien, er lebte um das Jahr 350 n. Chr. in Oberägypten, interessierte der Dialog zwischen der Mythologie und dem Evangelium. Dabei stößt er in seiner für ihn typischen allegorischen Exegese auf den alten Mythos von Orpheus und Eurydike. Der liebende Spielmann Orpheus verliert durch tückisches Geschick Eurydike, die er liebt. Das läßt ihm keine Ruhe. Er will die Geliebte wieder zurückführen in das Land des Lebens. Er ist ein Musiker, ein Spielmann. Das erlaubt ihm, an Zerberus vorbei über den von Charon bewachten Todesfluß Styx zu steigen. Er kommt in die Unterwelt und findet dort das Schattenwesen Eurydike. Die Götter sind so beeindruckt von seiner spielerischen Liebe, daß sie ihm gestatten, Eurydike zurückzuführen in das Land des Lebens und des Lachens. Mit einer Auflage: Orpheus darf sich auf dem Weg zurück nicht voll Mißtrauen umdrehen, sondern muß einfach vertrauen. Sie wissen, daß er scheitern wird, denn auf dem langen Weg zurück in das Land des Lebens und des Lachens zweifelt er, ob das lautlose Schattenwesen Eurydike ihm wirklich folgt. Er schaut sich um und verliert sie so für immer.

Nun geht Clemens von Alexandrien her und wendet diesen alten Erlösungsmythos auf den Christus-Orpheus an. Die Parallelen springen ins Auge, denn auch er, der liebende Spielmann Gottes, verliert Eurydike, das heißt die Menschheit. Sie war in das Reich des Todes geraten. Im Nizänischen Glaubensbekenntnis sprechen wir ökumenisch gemeinsam bis heute: *Hinabgestiegen in das Reich des Todes*. Und so steigt er, der liebende

Spielmann – Welch unglaubliche griechische Inkarnationstheologie steckt dahinter! – hinab in das Reich des Todes, stößt dort auf Eurydike und führt sie zurück in das Land des Lebens und des Lachens. Und dann spitzt Clemens von Alexandrien das ganze Sinnbild noch einmal zu und sagt: Wie vermochte das der liebende Spielmann denn, außer, daß ihn die Liebe getrieben hat? Und er antwortet: Er konnte dies, weil er eine Lyra besaß, eine Leier. Auf dieser Lyra läßt er zugunsten Eurydikens *das Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung* erklingen. Und dann fügt Clemens hinzu: Diese Lyra ist seine Kirche.

Das ist in meinen Augen eine der stärksten Kirchengenerationen, die uns heute aus der Kraft der Geschichte zur Verfügung steht. Denn zuerst einmal heißt dies: Kirche hat in sich keinen Sinn für sich, sondern sie hat ihren Sinn nur als Instrument in der Hand des Christus-Orpheus. Es geht also bei dem Mythos um die Begegnung von Christus und der Menschheit. Es geht – theologisch gesprochen – um das Heil der Welt und nicht um den Bestand der Kirche. Die Kirche lebt auch, wie der Christus-Orpheus selbst, unter dem Prinzip der Kenosis, der Hingabe für das Heil der Welt. Als musikalisches Instrument, das sich in die Hand Christi einschmiegt, fragen wir: Was könnte das für eine ekklesiale Spiritualität hervorbringen: ein Instrument zu sein in der Hand des liebenden Christus-Orpheus? Sie schmiegt sich ein, damit zugunsten Eurydikens das rettende *Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung* erklingt. Dieses Bild, dieser Mythos ist Grundstruktur in meinen Ausführungen.

Eurydike heute – Von den Lebens- und Todeszeichen der Zeit

Ich möchte mich ein bißchen wegbeugen von dem spröden Wort „Kontext“. Wie lebt Eurydike? Das ist im Grunde genommen dieselbe Frage. Sagen Sie durchaus „Kontext“, auch wenn ich dieses Wort nicht mag. Ich mag auch das Wort „Inkulturation“ nicht mehr. Wir sind als Kirche zur Kulturation berufen, zur Gestaltung

des Lebens, der Gesellschaft, der Menschen, der Welt. Das geht nicht von außen, in dem wir die Inkulturation in die Gesellschaft hineinragen. Auch das Wort „Kontext“ ist verführerisch. Ich sag Ihnen auch warum. Es gibt Leute, die behaupten: Gott wirkt nur bei uns, aber nicht in der Welt. Daraus folgt dann eine „Waschmittel-Theologie“: Zwing grau raus und Gott rein. Wenn Sie sagen: Die Welt ist böse und wir sind gut. Die Welt ist gottlos, und wir sind gottvoll. Dann folgt daraus, daß es nur über Sie geht. Ich glaube, daß diese Begriffe „Kontext“, „Inkulturation“ zu schwarz-weiß-malerisch sind. Wir brauchen dringend eine Theologie der Welt, die gerechter ist als die schwarz-weiße. Ich verstehe die Welt als den Ort, wo Gott längst am Werk ist – mit uns, vor uns und manchmal auch gegen uns. Dieses „gegen uns“ sollten wir uns bewußt machen. Wenn manchmal die Kirchen in ihrem Auftrag versagen, läßt Gott sich sein Handeln durch dieses Versagen seiner Kirche nicht vorschreiben. Er bleibt am Werk, rettend und heilend – mit uns, ohne uns und gegen uns.

Es gibt in der Welt Anteile des Heils und Anteile des Unheils. In der Sprache der lateinamerikanischen Theologie, die hier sehr begabt gewesen ist und uns sehr viele Bilder geschenkt hat: Es gibt *Lebens- und Todeszeichen* in der Lage der Welt. Der Aufbruch der Frauen, die Suche nach Befreiung, die Sorge um mehr soziale Gerechtigkeit: das sind alles zunächst nicht kirchengewachsene Gaben Gottes für die Menschheit. Johannes der XXIII., dieser große Konzilspapst, nannte sie *Zeichen der Zeit*. Ich fordere Gerechtigkeit bei der theologischen Bewertung der Welt. Ich wünsche es Ihnen in Ihrer theologischen Arbeit, der Welt gegenüber gerecht zu sein. Wir tun uns nichts Gutes, wenn wir nicht die Augen für das Wirken Gottes in der Geschichte, in der Welt und unter den Menschen bis hin zu den Atheisten aufmachen. Das Zweite Vatikanische Konzil war hier sehr kühn, wenn es formulierte: *Wo immer es Wahres und Gutes im Leben der Menschen gibt, ist Gott schon am Werk* (LG 16). Für mich ist das eine spirituelle Frage: Was traue ich Gott zu? Es ist die Frage, ob wir das Recht haben, Gottes Wirken auf seine Kirche einzugrenzen. Ich halte

es für ziemlich kühn, so etwas zu riskieren. Natürlich sind wir alle rettungsbedürftig. Wir schaffen es nicht aus eigener Kraft. Aber Gott schafft es manchmal auch ohne uns. Also, ich plädiere mit Nachdruck für eine gerechte Theologie der Welt.

Vielleicht beobachten Sie noch einmal genauer, wo Sie heute diese Schwarz-weiß-Theologie finden. Ich finde sie zum Beispiel in einigen unserer neuen katholischen geistlichen Bewegungen. Ich weiß nicht, warum sie diese Schwarz-weiß-Malerei brauchen, in der sie die Menschen zuerst völlig vernichten, um ihnen dann das Evangelium zu bringen. Was soll das? Gott ist längst am Werk, bevor die Leute in unsere Bewegungen beziehungsweise in unsere Kirche kommen. Diese Perspektive ist eine ganz wichtige Fundamententscheidung, damit ich nicht schon erblinde, bevor ich überhaupt hinschaue. Lassen Sie uns randvoll von Neugierde sein, was Gott in seiner Gnade, mit der er uns zuvorkommt, schon längst unter den Menschen bewirkt hat, bevor wir zu ihnen kommen.

Im Titel eines kleinen Büchleins, das zum 80. Geburtstag meines Lehrers Karl Rahner erschien, heißt es: *Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor*. Das ist ein biblisches Zitat. Es ist das Grundprinzip, wenn ich mit Menschen überhaupt in Begegnung bin. Natürlich hat es eine Bedeutung, wenn wir als Kirche auf die Menschen zugehen. Wir haben ihnen gegenüber einen Auftrag. Aber in dem Augenblick, wo wir einem Menschen missionarisch begegnen, begegnen wir schon Gott, der längst vor uns am Werk ist. Und der schon längst angefangen hat, Heil zu wirken. Natürlich können Sie sagen: „Aber Gott, ohne uns schaffst du das nicht. Wir trauen dir eigentlich nichts zu, sondern wirksam wirst du erst, wenn die Gnade der Kirche dazukommt.“

Wenn ich die Lage Eurydikens anschau, also eine kleine Kulturdiagnose mache, werde ich immer wieder auf diese Ambivalenz Wert legen, auf diese Doppelgesichtigkeit. Ein bayerischer Seelsorgeamtsleiter hat diese Ambivalenz einmal auf den Begriff gebracht *So leid es uns freut!* Es gibt eben Schatten und Licht. Aber ich ver-

lange von der Kirche Gerechtigkeit gegenüber der Welt, ihren Leistungen, ihren Bemühungen, ihren Sehnsüchten gegenüber. Es hat keinen Sinn, die Menschen zuerst zu erniedrigen, um sie anschließend wieder aufzurichten zu können. Das ist nicht unsere Aufgabe.

Wenn ich richtig sehe, so ist Europas Geschichte durch drei große Strömungen geprägt. Und das gilt bis heute und wohl auch noch in der nächsten Zukunft. Zumindest trifft es für das neuzeitliche, vom Christentum geprägte Europa zu.

Sensibilität für die Freiheit der Person

Europas Geschichte ist eine Individualisierungs- und Freiheitsgeschichte. Alle Revolutionen der letzten 200 Jahre waren im wesentlichen zunächst Freiheitsrevolutionen, von 1789 bis 1989. Das ist eine erste Strömung. Aber in Verbindung mit der Freiheit geht es immer auch um die Frage: Wie können die Menschen in Beziehung leben? Es geht um bezogene Freiheit. Es geht nicht um die solistische, einsame Freiheit, sondern darum, wie Menschen in verlässlicher, verbindlicher Gemeinschaft leben können.

Immer mehr Menschen sind heute von psychischer Obdachlosigkeit bedroht. Ohne Dach über der Seele können wir nicht menschlich leben. „Alles wirkliche Leben entstammt der Begegnung“, so hat es Martin Buber treffend beschrieben. Wir werden nur in Begegnung auch zur menschlichen Reife heranwachsen können. Personalität und Gemeinschaftlichkeit sind aneinander verwiesen. Doch diese Sehnsucht nach einem Dach über der Seele führt bei vielen Menschen heute ins Leere. Sie sind von psychischer Unbehaustheit bedroht. Das hat auch damit zu tun, daß wir in einer hochmobilen Kultur leben und stabile Netzwerke rar geworden sind. Daß sie selten geworden sind, entdecken wir immer daran, daß die Leute auf die Frage, was besonders wichtig für ihr Leben ist, als erstes antworten: die Familie! Hatten wir in den 68ern noch das Ende der Familien prognostiziert, so erleben wir inzwischen eine wachsende Wertschätzung der familialen Lebenswelt. Wir

brauchen Räume, die von Stabilität und Liebe geprägt sind – so lautet eine klassische Formulierung von Brigitte und Peter L. Berger. Immer mehr Menschen sind Psycho-Nomaden. Das ist etwas anderes als Einsamkeit, es ist Vereinsamung. Vereinsamung aber verängstigt. Weil Vereinsamung einhergeht mit dem praktischen Schrumpfen der eigenen Lebens- und Erfahrungswelt. Erwin Ringel hat dann immer gesagt: Vor dem Selbstmord wird die Welt so eng, daß du dich aus dieser Enge herausretten mußt. Wir gehen auf eine Gesellschaft zu, deren Grundmerkmal Angst ist. Je moderner, desto mehr Angstgesellschaft. Die Enge der Welt verängstigt uns. Wir leben sozusagen in einer Art präsuizidalen Kultur. Die Leute retten sich aus dieser Unerträglichkeit nicht immer in den Selbstmord. Es gibt auch viele andere Formen der Flucht: in den Alkohol, vor's Fernsehgerät, in die Sportarena, in das Niederbrennen von Asylantenheimen, in die psychosomatische Krankheit, ins sonntägliche Spaßkaufen. Es ist jedenfalls ein auffallendes Phänomen, daß die Zahl derer zunimmt, die die lästige Last der Freiheit wieder los werden wollen.

Freiheitsflucht, psychische Obdachlosigkeit: Aber dahinter ist immer noch die Sehnsucht nach einem Dach über der Seele verborgen. Die Sehnsucht vieler Menschen nach Autonomie, nach Selbstbestimmung und Selbststeuerung ist nach wie vor vorhanden. Aber es ist dramatisch zu beobachten, daß das, was Menschen sich wünschen, ihnen immer weniger gelingt. Das ist ein Kernproblem unserer Kultur; nicht daß das Wünschen schon verdorben wäre. Erst wenn das Wünschen kaputt geht, ist auch die Kultur kaputt. Marie von Ebner-Eschenbach sagt: *Nicht die sind zu bedauern, deren Träume nicht in Erfüllung gehen, sondern die, die keine mehr haben.* Unsere Kultur ist noch randvoll von einer Ahnung, was Leben und was Freiheit sein könnte.

Das Schwinden der Gerechtigkeit

Ich möchte Sie mit einem Satz von Hans-Magnus Enzensberger vertraut machen. In seiner Schrift „Die Große

Wanderung: 33 Markierungen“ schreibt er: *Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?* Wenn Sie diesen Satz verstehen, können Sie eine treffsichere sozialkritische Analyse der modernen Gesellschaft machen. Sie brauchen nur hinzuschauen auf die Top-Merkmale moderner Gesellschaften: Arbeitsgesellschaft, Konsumgesellschaft, Lebensgesellschaft, Wissensgesellschaft. Wer nicht arbeitet, wer nicht konsumiert, wer nicht spart, wer nicht genug weiß, der wird überflüssig. Dann stellen Sie vier Scheinwerfer auf und leuchten die Menschen in ihrem Land ab. Dann wissen Sie, wer überflüssig wird beziehungsweise wer von Überflüssigkeit bedroht ist.

Wir haben bei uns in Österreich die Mediziner gefragt: „Wie ist das mit eurer kapitalaufwendigen Intensivmedizin? Wer kriegt die morgen noch, wenn sie nicht mehr finanzierbar ist.“ Da haben sie uns geantwortet: „Schon heute macht man uns Druck zu sagen oder zu fragen, ob ein Patient noch in den Produktionsprozess zurückkehrt.“ In England wird bereits angesichts der schwierigen Finanzierung des dortigen Gesundheitssystems die Parole ausgegeben: „Ab 70 keine Organtransplantation, kein Hüftoperation, keine Dialyse mehr!“ Diese Menschen sind also in der Gefahr der Entsorgung. Wir entziehen ihnen die Sorge. Aber das Wort ist natürlich doppeldeutig. Wir werden sie auch los werden, so wie man Menschenmüll los wird. Überhaupt lohnt es sich in diesem Bereich der sozialen Fragen diese Sprachbehüschungen weg zu lassen und statt dessen Klartext zu reden. Eine wachsende Zahl von Menschen ist heute in Gefahr, physisch oder sozial entsorgt zu werden. Die schönen Programme heißen dann zum Beispiel Euthanasie. Natürlich machen wir es nicht so brutal wie im Dritten Reich, obwohl Peter Singer nicht weit davon entfernt ist, wenn er sagt: Wer schwer behindert zur Welt kommt, den kann man ein Jahr nach der Geburt immer noch entsorgen beziehungsweise töten. Eltern, die sich trotz zu erwartender Behinderungen für die Geburt ihres Kindes entscheiden, werden von einer Gesellschaft, die sich neodarwinistisch versteht, kriminalisiert.

Wir müssen sehr wach sein, was zum Beispiel die Entsorgung Behinderter oder Sterbender in den nächsten Jahren betrifft. Ich bin sehr sensibel an diesem Punkt. Ich habe einen 5 Jahre älteren Bruder, der mit Mühe und Not in jungen Jahren der Entsorgung der Nationalsozialisten entgangen ist. Er ist geistig- und sprachbehindert. Ich frage mich immer, wie Peter Singer über einen solchen Menschen urteilen kann, er habe keinen Lebenswert. Mein Bruder hat seinen Charme, einen anderen als wir, die wir meinen, nicht behindert zu sein. Er hat uns Solidarität beigebracht, ein Leben lang. Weil meine Familie sich immer geweigert hat, ihn in eine Anstalt „auszulagern“. Wir sind um seinetwillen aus der Stadt in ein kleines Dorf umgezogen, damit er bei uns zu Hause leben konnte.

43 Prozent dessen, was heute ein Gesunder in die Krankenversicherung einzahlt, wird bei uns in Österreich in den letzten 6 Lebenswochen für die Betreuung aufgebraucht. Wie leicht man da sparen könnte! Da wundert es nicht, daß es Manifeste für die Liberalisierung der Euthanasie gibt; öffentlich diskutiert und unterschrieben von Ärzten, von Ethikern, von Philosophen und natürlich auch von Politikern. Und dann nennt man solche Euthanasie den Höhepunkt der menschlichen Freiheit. Am Ende kommt auch noch Hans Küng und sagt in seinem neuesten Buch: Der Höhepunkt der menschlichen Freiheit bestehe darin, Gott das Leben dann zurückzugeben, wenn ich, der autonome Mensch, das will. Und nun stellen Sie sich bitte vor: Sie liegen auf dem Sterbebett in tiefer Depression und als erstes kommt der Vertreter der Sozialversicherung und sagt: „Ihr Sterben kommt uns zu teuer.“ Und dann raunt Ihnen Hans Küng zu: „Nütz deine Freiheit!“ Und schließlich stehen da noch die Erben, die durch Ihren Tod auch glücklich gemacht werden wollen. Nein, der Mensch ist nicht frei im Moment des Sterbens. Sigmund Freud hat mit Recht gesagt: *Töten aus Mitleid nützt allein den Angehörigen.* Das sollten wir uns von dem alten Psychotherapeuten aus Wien in Erinnerung rufen lassen.

Ich erinnere weiter an die Erwerbslosen. Es ist arg, daß wir in Europa 20 Millionen arbeitsfähige Menschen

in die bleibende Arbeitslosigkeit entsorgen. Und dann planen wir noch, sie durch ein Grundeinkommen ohne Arbeit dauerhaft ruhigzustellen.

Oder denken wir an die Kinder, die von Erwachsenen zunehmend als störend empfunden werden. Unsere Gesellschaft ist kinderfeindlich geworden. Wir bauen unsere Städte autofreundlich, aber nicht kinderfreundlich. In Wien hat man kürzlich einen neuen Stadtteil errichtet, in denen man zwar genug Parkplätze für die Autofahrer hat, aber die Spielwiesen für Kinder hat man vergessen. Dann überrascht es nicht mehr, daß wir für Kinder – achten Sie einmal auf das Wort – *nichts übrig haben.* Besonders wir Männer sind so sehr mit uns selbst, mit unserem eigenem Livedesign beschäftigt, daß wir für Kinder nichts mehr übrig haben. Wir Männer tun uns sehr schwer mit dem, was dem Leben dient. Ich wünsche mir sehr, daß wir Männer wieder das Lebensdienliche lernen, und die Frauen bitte ich sehr, dort nicht im Namen der vermeintlichen Emanzipation wegzulaufen. Denn wenn sich niemand mehr für das Lebensdienliche verantwortlich weiß, dann: Gute Nacht. Es ist schon schlimm genug, daß wir die Frauenberufe, die lebensdienlich sind, wie zum Beispiel Krankenpflege und Altenpflege, in unserer Gesellschaft so schlecht bezahlen.

Von der Sehnsucht nach Gerechtigkeit

Trotz aller bedrohlichen Zeichen einer schwindenden Gerechtigkeit gibt es zugleich doch auch eine starke Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Gerechtigkeit heißt: In der eins werdenden Welt für möglichst viele einen offenen Zugang zu den knapper werdenden Lebenschancen erhalten. Das ist nun leicht gesagt. Aber ohne wachsende Gerechtigkeit werden wir Frieden und Freiheit nicht wahren. Nur Gerechtigkeit schafft Frieden. Ich rede hier von sehr profanen Dingen, aber ich kann nicht das Spirituelle vom Profanen trennen. Ich kann die Gottesliebe nicht von der Nächstenliebe trennen. *Wer in Gott eintaucht, taucht neben dem Armen auf.* Es gibt keine biblische Alternative dazu. Wenn Sie nicht neben

dem Armen aufgetaucht sind, dann sind Sie nämlich nicht in Gott eingetaucht. Dann haben Sie einen Wellness-Gott. Dann haben wir miteinander aus einem unpassenden Gott einen uns passenden Gott gemacht. Aber das ist nicht der Gott Jesu, auch nicht der Gott des Exodus, der von sich im Alten Testament sagt: *Ich kenne ihr Leid.*

Leben als letzte Gelegenheit

Im Blick auf die geistige Signatur unserer Kultur könnte man sagen: Wir Heutigen leben im Vergleich zu den früheren Generationen zwar länger, aber insgesamt kürzer. Denn früher lebten die Leute 30 Jahre plus ewig, und wir leben nur noch 90 Jahre. Für viele besteht der Sinn des Lebens darin, zu versuchen, das Beste für sich herauszuholen. Unser Leben ist heute von zwei Eckpfeilern geprägt. Der eine heißt: Die Suche nach dem glücklichen Leben. Der Mensch ist einer, der nach Glück aus ist. Wer nicht genießen kann, wird ungenießbar. Der Mensch sucht gegliücktes Leben für sich. Das ist gut so. Das ist uns eingepflanzt. Natürlich steckt im Hintergrund nicht nur die Suche nach dem welthaften Glück, sondern nach dem schlechthin sinnvollen, bleibenden Glück. Die Bibel nennt es *ewiges Leben.* Genau genommen besteht der Mensch überhaupt nicht, wenn wir ihn nicht von seiner Gottessehnsucht her begreifen.

Allerdings gibt es eine bedauerliche Einschränkung des modernen Menschen, wo er beginnt, sich zu beschädigen. Er will absolut leidfreies Glück. Wir haben keine Kultur des Umgangs mit den dunklen Seiten des Lebens: mit dem Leiden, der Krankheit, der Schuld. Frauen können das noch, aber wir Männer nicht mehr. Es ist für uns Männer schwer, in der Liebe zu leiden. Darum sagt Winfried Wieck mit Recht: *Männer lassen lieben.* Sie delegieren die Liebe an die Frauen, weil sie selbst zum Leiden unfähig und deshalb auch liebesunfähig sind. Männer sorgen in der Familie für das Einkommen und die Frauen für das Auskommen, – so haben wir es aufgeteilt.

Unser Streben nach dem Glück ist durchaus positiv. Das Negative daran

ist: Wir wollen dieses Glück in knapper Zeit. Auf die Spitze getrieben heißt das: Wir wollen Maßloses in Mäßigem. Wir wollen alles, und zwar subito, also auf der Stelle. Alles wird immer schneller: in der Liebe, der Arbeit und dem Amüsement. Es ist gar nicht einmal Unmoral, wenn in Europa ein Liebender oder ein Liebe suchender Mensch ein Leben lang kaum noch aushält, sondern sein partnerschaftliches Zusammenleben die Abfolge mehrerer Liebesprojekte ist. Konsekutive Polygamie, heißt das so schön. Und das ist keine Unmoral. Die Leute sind gar nicht so schlecht, wie wir sie in den Kirchen manchmal gerne hätten. Sie sind Glücksgetriebene. Therapeuten sagen uns: Das Tragische an den Liebes-Paaren sei, daß sie so wenig ihre Liebe „bewirtschaften“, so daß sie irgendwann in Langeweile, in Unerträglichkeit und in Lustlosigkeit umkippt. Und dann offeriert, von außen kommend, jemand wieder eine neue Hochzeit. Neues Glück, neue Liebe. In der Beratung der letzten Jahre ist es mir fast nie mehr geglückt, jemanden dafür zu gewinnen, nicht auszubrechen beziehungsweise in eine neue Beziehung überzusiedeln. Ich rate ihnen: Bleibt in eurer ersten Liebe, vertieft sie, erneuert sie und macht etwas daraus! Aber die Leute sind in ihrer Jagd nach dem Glück nicht zu halten. Und so verstehe ich, daß das Übersiedeln, diese Beziehungsmobilität so zunimmt. Die Leute sind heute glücksgetriebene Menschen.

Das Leben wird immer schneller. Es wird immer anstrengender. *Wir arbeiten uns zu Tode. Wir amüsieren uns zu Tode.* Ich zitiere lauter Buchtitel. Übrigens, wenn Sie die Kultur analysieren wollen, schauen Sie in die Ratgeber-ecken. Das Ärgerliche dieser Ratgeber ist bloß, daß sie nur Symptome beraten und nie an die Ursache herankommen. So ändert sich nichts. Die Beratung ist immer opiater, weil sie nicht die Ursachen behebt. Und die Ursache heißt: Dieses Leben als letzte Gelegenheit. Wer dieses Lebenskonzept hat, der ist verurteilt, so zu leben. Nehmen Sie die Aussage des Paulus im 1. Korintherbrief: Wenn wir nicht auf Auferstehung hoffen können und nicht mehr das Maximale aus diesem vergänglichen Leben für uns machen, dann

sind wir die Verrücktesten von allen Menschen. Was dabei entsteht, ist ein Lebensstil krampfhafter Selbstbehauptung. Oder positiv gesagt: Überangestrenzte Glücksjagd. Manche sagen dazu tragischerweise noch „Selbstverwirklichung“.

Entsolidarisertes Leben

Solches Leben entsolidarisiert dramatisch. Die Ursache solcher Entsolidarisierung ist die Angst, in einem knappen Leben zu kurz zu kommen. So einfach sind die Dinge und es ist absolut logisch. Wir haben 90 Jahre. Wieso soll ich Rücksicht nehmen auf meine Partnerin? Oder umgekehrt: Wieso soll die Frau Rücksicht nehmen auf mich abgenutzten Partner? Warum soll ich Rücksicht nehmen, wenn sich ein neuer Prinz offeriert? Die Leute sind heute viel elementarer in ihren Bedürfnissen. Sie denken nicht so abstrakt. Es ist im Grunde der unglaubliche Versuch des modernen Menschen, unter dem verschlossenen Himmel den Himmel auf Erden zu erzwingen. Und zwar in Liebe, Arbeit und Amüsement. Für viele Leute ist der einzige religiöse Topos noch der immer mehr mißlingende Orgasmus. Das müssen Sie sich einmal vorstellen, wo die Leute heute die Erfahrung des Himmels und des Glücks rundum suchen. In all dem bricht die alte theologische Wahrheit durch: Der Mensch ist unheilbar himmelssehnsüchtig. Nachdem aber der Himmel über uns „verschlossen“ ist, kann er nicht anders, als ihn auf Erden zu erzwingen. Deswegen glauben wir heute in der religionssoziologischen Forschung längst nicht mehr, daß diese Gesellschaft säkularisiert ist. Sie ist nur schein säkularisiert. Sie ist unter der Decke hochreligiös aufgeladen. Dann verstehen Sie, warum Matthias Horx in seinem letzten Trendbuch geschrieben hat: Es gibt seit Mitte der 90er Jahre einen Megatrend der Respiritualisierung. Das zeigt uns, daß der Mensch in unserer Kultur noch nicht tot ist. Wir betreiben den Aufstand gegen den verschlossenen Himmel. Und all dem, was da dran hängt, zum Beispiel der Banalisierung des Menschen, seiner totalen Funktionalisierung. Sie müssen sich anschauen, was mit den Menschen heute öffentlich geschieht, zum Beispiel in der

Wirtschaft, wo sie schon weniger wert sind als die Maschinen. So wenig wert, daß wir sagen: Wir definieren morgen den Menschen wieder von der Arbeit her und nicht von der gemeinsamen Unterbrechung, die Sonntag heißt. Die Abschaffung des Sonntags ist gar keine religiöse Frage, sondern eine Frage der Definition des Menschen. Es ist die Rückkehr zur Definition des Menschen als versklavbarem Arbeitsvieh. Aber zum Ausgleich machen wir dann am Sonntag wenigstens die Spaß-Tempel auf. Da kann der Mensch dann kaufen gehen. Unser Kabarettist Helmut Qualtinger sagte dazu früher: „Wenn ich traurig bin, muß ich fresen“. Heute würde er sagen: „Wenn ich traurig bin, gehe ich Shopping“.

Den Menschen den Himmel offen halten

Was folgt nun aus dieser kurz skizzierten Lage der Eurydike? Welche Pastoral ist angesagt, die sich aus der Liebe Gottes speist? Welches Lied müßten wir in der Nachfolge des liebenden Spielmanns Gottes, in der Spur Jesu, erklingen lassen? Ich antworte Ihnen als erstes darauf: Wir sollen den Menschen den Himmel offen halten. Wir haben in Wien eine große Osteuropastudie gemacht unter dem Titel „Gott nach dem Kommunismus“. Dabei haben wir festgestellt, daß unter allen früheren kommunistischen Staaten Osteuropas die DDR, das heißt das Gebiet der früheren DDR und Tschechien die einzigen Länder sind, in denen die Religion seit dem Umbruch abnimmt. In allen anderen osteuropäischen Ländern sind gerade bei den Jungen Umkehrphänomene vorhanden, nur nicht in Ostdeutschland und Tschechien. Es ist nicht entscheidend für ein Leben, das aus der Kraft des Evangeliums erblüht, ob die Leute wissen, daß es einen Gott gibt. Wenn jemand um die Existenz Gottes weiß, muß dieses Wissen nicht schon sein Leben beeinflussen. Die entscheidende Frage heißt – und das ist die Schlüssel-Variable: Haben Menschen die Erfahrung von Nähe Gottes? Das sind dann Menschen, die beten, die sich zum Gottesdienst der Kirche halten, darauf folgt dann etwas an Revolution des eigenen Lebens und Tuns. Das ist die Schlüssel-Variable: Die Anwesenheit Gottes nicht nur zu

wissen, sondern sie zu erspüren. Gott wahrnehmen. Wir brauchen in der nächsten Zeit Gotteserfahrung aus erster Hand. Wir können uns diese Erfahrung der Nähe Gottes bei niemandem ausleihen. Und ebenso wenig können wir sie jemandem einreden.

Die kleine heilige Schrift im Leben der Menschen entdecken

Karl Rahner hat am Ende seines Lebens theologisch konsequent gesagt, daß Gott sich in jeder Freiheitsgeschichte vernehmlich macht. Oder um es mit einem ganz anderen, schönen Bildwort zu sagen: Es gibt in der Freiheitsgeschichte jedes Menschen so etwas wie eine kleine, heilige Schrift. Die zentrale Aufgabe der Seelsorge besteht darin, für diese kleine, heilige Schrift Lesehilfe zu leisten. Wir können darauf vertrauen, daß Gott in der Geschichte jedes Menschen, des Getauften ebenso wie des Ungetauften, mit oder ohne Gottes Wort, schon viel bewegen kann. Er hat mit den Menschen eine reuelose Geschichte. Mein Lieblingswort über Gott steht in Deuteronomium 32,4: *Er ist ein unbeirrbar treuer Gott.* Das gilt für jeden Menschen. Karl Rahner nannte diese Form von Seelsorge *die mystagogische Seelsorge*. Sie soll den Menschen vor jenes Geheimnis hinführen, welches sein Leben im Grunde immer schon ist.

Mit meinen Freunden in Passau habe ich ein kleines Büchlein entwickelt. Es heißt „Grundkurs gemeindlichen Glaubens“, und es lebt von dieser theologischen Prämisse: Daß man Gott glaubt, daß er schon längst am Werk ist und daß wir nicht eine Seelsorge des Gottesimports zu betreiben haben.

Nachdem wir es aber gelernt haben, zusammen in unseren kleinen heiligen Schriften der Menschen zu lesen, haben wir auch das amtliche Wort zu verkünden. Denn niemand von uns kann sicher sein, daß er nicht den heiligen Geist mit seinem eigenen Vogel verwechselt. Es braucht die Unterscheidung der Geister, und dies ist immer ein ekklesialer Vorgang. Auch die Katholische Kirche steht in der Versuchung, sich zu einer „Church light“ zu modernisieren. Johann Baptist Metz

fragt, ob wir nicht in Gefahr sind, aus einem unpassenden Gott einen uns passenden Gott zu machen. Das ist dann eine Art Wellness-Gott; ein abgehalfterter Gott, von dem keine Gottesgefahr mehr aus geht. Wenn wir in der kleinen, heiligen Schrift lesen, dann sollten wir den Dialog mit der großen, uns als Kirche anvertrauten Heiligen Schrift beginnen. Dieses Wechselspiel ist wichtig. Wir haben lange bei der großen Heiligen Schrift angefangen und haben sie dann in das Leben der Menschen hineingelesen. Ob wir nicht doch einmal prüfen müßten, ob dieses von mir vorgeschlagene Wechselspiel nicht interessanter wäre: Zunächst Gott im eigenen Leben aufspüren. Um es mit Karl Valentin zu sagen: „Heut' Abend besuche ich mich. Ich bin gespannt, ob ich zu Hause bin“. Sind Sie zu Hause in der Tiefe Ihres eigenen Lebens? Mystagogie heißt: Wieder in die Tiefe graben. Das hätten wir dann gemeinsam auch mit den Entwicklungen neuerer Spiritualität. Nur muß der Unterschied zu einer Wellness-Spiritualität darin begründet sein, daß wir in der Tiefe dem wahren Gott begegnen und nicht einem Gottes-Opium. Das ist die Provokation.

Verwandlung im Abendmahl

Ich habe noch ein weiteres Stichwort und rate Ihnen sehr, darüber nachzudenken: Was machen wir mit der Eucharistiefeyer oder in der Sprache der evangelischen Tradition – mit dem Abendmahl? Unser Caritasdirektor in Wien sagte einmal, wenn er in die Wiener Gemeinden käme, gewinne er den Eindruck, es wären „religiös verschönte Konditoreibesuche“. Ob wir nicht dagegen sagen müßten: Wer in die Kirche geht, begibt sich in Gottesgefahr. Im strengen Sinne dieses Wortes. Es ist gefährlich, sich in dieses Ritual des Abendmahls zu begeben. Es spielt sich da etwas zwischen Gott und den Menschen ab. Das Herzstück des Abendmahls ist ja nicht die Verwandlung der Gaben, sondern die Verwandlung der dabei Versammelten in Christi Leib hinein. Sprachlich verdichten wir das so: *Es wird Leib hingegeben.* Schauen Sie an, ob das in Ihren Gemeinden passiert. *Leib* heißt eine ganz neue Qualität von tiefer Gemeinschaft. Mit enormem Anspruch auf gleiche

Augenhöhe, gleiche Würde, gleiche Berufung. Wenn die Bibel vom *Leib* schreibt, und dann noch hinzufügt, er sei *hingegeben*, betont sie als Grundmerkmal von Kirche die Solidarität mit den Armen und den Schwachen. Ich habe den Eindruck: Dies ist die Kernschwäche der westeuropäischen Kirche, daß sie sagt: Gott verwandle die Gaben, aber uns laß in Ruh! Dieser katastrophale Mangel an Folgen im Zentrum unseres Glaubens.

Ich beklage bei uns, daß unsere Eucharistiefeyern immer mehr pädagogische Veranstaltungen sind mit einem ganz mißhandelnden Wortdurchfall des Liturgen gegenüber dem Kirchenvolk. Logorrhoe findet statt. Es ist wirklich unerträglich, was sich die Gottesdienstbesucher heute an verbaler Mißhandlung gefallen lassen müssen. Gottesgefahr heißt auch, eine Liturgie mit Fingerspitzengefühl so zu gestalten, daß sie für das Handeln Gottes durchlässig wird. Da nutzt uns gar keine Ethik, weder eine linke noch eine rechte. Wir können da nicht moralisieren, sondern es muß ein Raum da sein, der gottvoll ist. Die Menschen müssen in die Gefahr kommen, mit Gott konfrontiert zu werden, der sie verwandelt. Wenn sich ein Pfarrer bei der Gemeinde bedankt, daß sie zum Gottesdienst gekommen ist, dann sage ich: Eine große Häresie. Denn es ist Gott, der zusammenruft, um uns umzugestalten. Aber doch nicht, damit der Pfarrer seine gute Show macht, und die Leute wiederkommen, weil es so unterhaltsam ist. Erlebnisstark und gottvoll müssen die Eucharistiefeyern sein!

Mit Karl Rahner sage ich: Die Kirche der Zukunft wird eine mystische sein oder sie wird nicht sein. Mystisch heißt, daß die Menschen, die Gott suchen, sagen: Die Kirchen sind unsere erste Adresse. Die kürzeste Definition der Kirche heißt Immanuel: *Gott mit uns.* Leider trifft es auf die Kirche heute oft nicht zu. Ich kenne viele Menschen, die zwar Gott suchen, aber nicht mehr in und mit den Großkirchen. Sie sind dieses Elend der kirchlichen Gottlosigkeit, diesen ekklesialen Atheismus satt. Es treten nicht alle aus der Kirche aus, weil ihnen die Moral der Kirche nicht gefällt, sondern weil sie Gott suchen. Das ist das Bitterste,

was man heute eigentlich sagen muß. Dann gehen sie zu Sekten, zu Bewegungen, und wir jammern darüber und urteilen: „Die machen sowieso alles falsch“. Nein, Sekten bewirtschaften gekonnt die Gottesehnsucht des Menschen. Und sie tun es besser, als wir das machen.

Wer in Gott eintaucht, taucht neben dem Armen auf

Jetzt können Sie sagen: Am Schluß wird die Kirche wieder fromm sein, aber nicht mehr politisch. Darum sage ich: Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Armen auf. Es ist ja gefährlich, nicht nur eine Gemeinschaft im Sinne der Heimat für Menschen zu sein, sondern eine Gemeinschaft des sich Verausgabens für die arm gemachten Armen im Sinne der Kenosis (Phil. 2,7) zu werden. Wer gottvergessen ist, wird leid-unempfindlich. Umgekehrt: Wer wirklich mit dem Gott der biblischen Tradition vertraut wird, wer mystisch in diesen Gott eintaucht, der wird von Gottes Art. Gottes Art aber heißt in Exodus 3,7: *Ich kenne ihr Leid*. So einfach ist diese Gestalt der Kirche. Wer sich wirklich auf die Seite Gottes schlägt, der findet sich neben den Armgemachten wieder. *Ich kenne ihr Leid*. Und dann schauen Sie, wer die Armgemachten heute sind, und ich erinnere Sie an die, die in unserer Gesellschaft von der Entsorgung bedroht sind. Dann wissen Sie, wo die Kirche hingehört.

Ich hoffe auch, daß die Katholische Kirche in Ihrem Land in der Frage der Schwangerenberatung eine gute Lösung findet. Zunächst wird natürlich eine Welle der Enttäuschung über das Land gehen. Aber vielleicht ist ungewollt wie in allen unbekömmlichen, kritischen Lagen immer ein Körnchen Gutes dran. Es könnte ja sein, daß dadurch jetzt viele Aufgaben in die Hände der Laien geraten. Das könnte ein Fortschritt sein. Ein Schuß Entklerikalisierung der Katholischen Kirche, ungewollt durch Rom ausgelöst. Aber im deutschen Katholizismus müssen jetzt alle zusammenstehen. Wie kann man diese Ethik der „reinen Weste“ so im Raum stehen lassen, daß nicht die betroffenen Kinder (!) und Frauen die eigentlichen Opfer sind? Hoffentlich

finden jetzt die Bischöfe eine geschlossene Haltung. Ihre derzeitige Gesetzgebung in Deutschland ist ja auch hoch ambivalent. Wir wissen aus unserer Forschung, daß etwas, was nicht verboten ist, leicht auch ethisch als erlaubt gilt. In den letzten 20 Jahren, wo Sie vielleicht dieses Gesetz haben, ist wahrscheinlich der Zugang zur Abtreibung im Sinne einer Art Geburtenkontrolle gestiegen; es hat sich sozusagen eine Ethik der freien Geburtenkontrolle entwickelt. Der Kardinal von Berlin sagte mir, daß 43 Prozent derer, die in Berlin abtreiben, verheiratete Eheleute sind. Das finde ich schon ziemlich wild, wenn bei der Hälfte der Ehepaare Abtreibung das Instrument ihrer Geburtensteuerung ist. Das ist kein guter Zustand in diesem Land. Abgesehen davon, daß nach einer von uns durchgeführten Männerstudie ca. 40 Prozent der befragten Männer sagen, ein weiteres Kind sei für sie ein Armutrisiko. Viele Abtreibungen haben ihre Ursachen darin, daß Männer Kinder zeugen und sich dann davon stehlen. Kulturpolitisch ist meines Erachtens die Diskussion um den Schein auch wieder nur die Arbeit am Symptom. Langfristig muß man sich eher Gedanken darüber machen, wie Kinder eine Chance gegen diesen Versorgungssog kriegen. Das scheint mir das Hintergrundproblem zu sein.

Gott und den Menschen nah

Im Wesentlichen ging es mir um diese beiden Schwerpunkte: Um die mystische Kompetenz der Kirche und, daraus resultierend, um ihre Wandlung zur Hingabe. Ich halte jene Grabenkämpfe für völlig absurd und völlig unbiblisch, wo die einen dann fromm sind, aber nichts mehr für den Menschen tun. Und die anderen sind nur noch sozial und haben keine Frömmigkeit mehr. Beide Haltungen sind unbiblisch. Ich wünsche Ihnen sehr, daß Sie in tiefem Ernst beides sind: *Gott und den Menschen nah*. Im Grunde genommen ist das Programm, das ich Ihnen auf Grund einer umfassenden Analyse vorgelegt habe, am Schluß ganz einfach. Es ist das Hauptgebot Jesu, *Gott zu lieben aus allen Fasern des Herzens und daher den Nächsten wie sich selbst*. Diese Gottes- und Nächstenliebe aneinander zu

lassen, ist das Grundprogramm des Evangeliums und sonst nichts. Tauch ein in Gott und tauch auf neben dem Armen. Das ist Kirche. Das ist der Dienst des liebenden Spielmanns Christus, der eine Lyra spielt, damit für Euridyke das Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung erklingt.

Prof. Dr. Paul M. Zulehner,
Wien



Von der Arroganz, Jesus Christus als das eine Wort Gottes zu verkündigen

Ein Zwischenruf

Das Etikett „arrogant“ hängt sich in der Regel keiner freiwillig um. Denn es ist wenig schmeichelhaft. Arroganz bekommt man vorgeworfen. Arroganz ist ein emotional aufgeladener Kampfbegriff, ein Reizwort. Wer jemanden als arrogant bezeichnet, ist bereits gereizt. Und wer arrogant genannt wird, reagiert darauf meist gereizt. Ist Evangelisation als „öffentliche Reizung zum Glauben“ (Martin Luther) zwangsläufig arrogant? Offenbar erleben es viele unserer Zeitgenossen als anmaßend, wenn wir Jesus Christus als „das eine Wort Gottes“ verkündigen, „das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben“ (Barmen I). Ist der Arroganzvorwurf also unser postmodernes Schicksal? Und wenn ja – können wir Christen anders als wiederum gereizt darauf reagieren?

Ich frage zunächst: wo ist es wirklich das Evangelium selbst, das dem postmodernen Menschen als arrogant erscheint – und wo richtet sich der Arroganzvorwurf gar nicht gegen das Evangelium, sondern gegen einen bestimmten Habitus derer, die es weitergeben, beziehungsweise gegen fragwürdige Präsentationsformen des Christentums? Nicht alles, womit Christen andere reizen, ist eine Reizung zum Glauben. Nicht immer ist es das „Skandalon des Kreuzes“, an dem sich unsere Zeitgenossen ärgern. Für viele ist bereits das Erscheinungsbild der Christen ärgerlich genug. Im Bild von Lukas 15: Manchem verlorenen Sohn vergeht die Lust, Jesus, der inkarnierten Lust Gottes auf den Menschen, in die Arme zu laufen, weil er vorher schon auf dem Feld der Kirche seinem arroganten älteren Bruder be-

gegnet, der ihm mit seiner lieblosen Überheblichkeit die Lust am Vater gründlich austreibt. Es gibt eine christliche Arroganz – zum Teil in subtilen Spielarten –, die ist peinlich und unerträglich, weil sie der Sache des Evangelium schadet. Im lateinisch-deutschen Wörterbuch wird der Begriff „arrogantia“ mit „Anmaßung, Hochmut und Dünkel“ umschrieben. Kirchliche Anmaßung, christlicher Hochmut, missionarischer Dünkel – wie sieht das aus?

◆ Ich halte es für arrogant, wenn Christen diese Welt als gottlos betrachten, ihr Gott absprechen, obwohl Gott sich ihr in Christus unwiderruflich zugesprochen hat. Mag die Welt sich gottlos gebärden – sie wird Gott nicht los. Sein Reich ist seit Jesus in ihrem Acker ausgesät. Es ist anmaßend, wenn Christen in einer Art „Messias-komplex“ meinen, Christus erst zur Welt bringen zu müssen. Sie sollten lieber in einer intensiven Beziehungsarbeit mit den Menschen geduldige Emmaus-Wege gehen, um zu entdecken: der auferstandene Jesus läuft den Weg schon längst mit.

◆ Es ist Hochmut, wenn Christen so tun, als seien sie im Besitz der Wahrheit, die sie gönnerhaft an andere weiterreichen, statt demütig und verwundbar zu bezeugen, daß nicht sie die Wahrheit haben, sondern daß Jesus, die Wahrheit, sie hat; daß sie nicht Besitzende, sondern Ergriffene sind, die als arme Bittsteller für ihn werben. Welche Anmaßung, wenn Fromme voreilig Spreu und Weizen trennen, Grenzen ziehen zwischen denen, die „drinnen“ und denen, die „draußen“ sind! Der Heilige Geist allein scheidet zwischen Glaube und Unglaube. Wir sollten ihm nicht in vorseilender Arroganz ins Handwerk pfuschen.

◆ Es gibt einen christlichen Dünkel, durch den wird das Evangelium verdunkelt. In solchem Dünkel begegnet man anderen von oben herab, obwohl Gott zu uns runtergekommen ist. Christliche Arroganz verströmt ein Klima selbstgefälliger Besserwisserei, das jedes echte Gespräch im Keim erstickt. Man sitzt auf seinem Glaubensschatz – aber will sich mit diesem Schatz anderen nicht aussetzen. Wie schnell titulieren wir Menschen als

„Kirchenferne“ und „Distanzierte“ – und merken nicht, wie weit wir selbst uns von ihnen entfernt haben, weil wir unseren Glauben in einer Sprach-, Musik- und Begegnungskultur leben, zu der sie keinen Zugang mehr finden.

◆ Auch ein pausbäckiges Halleluja kann arrogant sein, wenn es den Schrei der Zukurzgekommenen übertönt, ohne daß sie unsere Solidarität erfahren im Beten und im Tun des Gerechten. Mich schmerzt eine christliche Selbstsicherheit, die sich nicht mehr anfechten läßt vom Gottesschweigen, von der Erfahrung der Verborgenheit Gottes in unserer Zeit. Häufig wurzelt solche Selbstsicherheit in der Angst vor eigener Verwundung.

◆ Es gibt eine christliche Arroganz, die ist dialogunwillig und wohl auch dialogunfähig, weil sie das Interesse an der Welt verloren hat, Gottes Leidenschaft an ihr nicht mehr teilt. Darum paart sich christliche Arroganz oft mit Ignoranz – im ärgerlichsten Fall sogar mit Dummheit. Wache Zeitgenossenschaft wird verweigert. Der Text der Welt wird nicht mehr gelesen. Er wird als kontextuelle Herausforderung Gottes schlicht ignoriert. Je weniger ich über die Wirklichkeit außerhalb meiner Arroganzfestung weiß, desto sicherer fühle ich mich in ihr.

Zwischenfazit: Es gibt diverse Spielformen christlicher Arroganz, die dem Evangelium schaden. Hier ist Buße angesagt – und nicht eine gereizte Apologie unseres missionarischen Eifers. Aber nun gibt es offenbar zugleich auch eine Arroganzwirkung des Evangeliums, die ist unvermeidbar, weil in der Sache selbst begründet. Schon Jesus hat sich den Arroganzvorwurf seiner Gegner zugezogen: „Was machst du aus dir selbst? Bist du mehr als unser Vater Abraham?“ (Joh. 8,53). Arrogant wirkt ja alles, was einen gesellschaftlich-kulturellen Konsens stört, besonders dann, wenn sich dieser Konsens durch einen hohen Grad an Ideologisierung vor Rückfragen schützt.

„Arrogare“ – das Verb zum Substantiv – heißt: „noch einmal nachfragen“. Das Evangelium fragt ärgerlicherweise noch einmal nach. Es hinterfragt Selbstverständlichkeiten – auch die des zeitgenössischen Lebensgefühls.

Es greift einen unhinterfragten postmodernen Konsens an. Meine Frage: Wie können wir mit dieser Arroganzwirkung des Evangeliums so umgehen, daß wir Jesus dabei nicht verraten – und zugleich den Menschen nahe bleiben? Anders gefragt: Wie gelingt eine Inkulturation des Evangeliums, wenn dieses Evangelium die herrschende Kultur zugleich kritisiert?

Zwei Beispiele dazu:

◆ Es gehört zum Konsens der Postmoderne, daß es nur noch subjektive Wahrheiten gibt. Der für alle geltende Wahrheitsanspruch des Evangeliums erscheint daher als Anmaßung, weil eine universale Wahrheit nicht mehr gedacht werden kann. Jesus, das eine Wort Gottes, das kein Wort wie alle anderen ist, ist nur noch ein Wort unter anderen. Wir müssen das zunächst aushalten. Wenn wir der postmodernen Patchwork-Religiosität und ihrem subjektiven Vertrauensmix mit dem Evangelium wirklich begegnen wollen, dann zwingt uns das auf den Markt. Auf dem Markt aber zählt nicht die behauptete, sondern die erfahrbare Wahrheit. Viele spüren es inzwischen: mit einem als Ideologie vorgetragenen Absolutheitsanspruch des Christentums machen wir uns und Jesus selbst auf diesem Markt nur lächerlich. Abstrakte Ideologie verfängt nicht mehr.

An der Einzigartigkeit Jesu festhalten heißt daher nicht: sie ständig abstrakt behaupten – sondern heißt: diese Einzigartigkeit Jesu mit der eigenen Haut zum Markt tragen – und das nicht rechthaberisch, sondern ansteckend. Man muß uns und unseren Gemeinden abspüren, daß wir gottesbegeistert, daß wir von Jesus hingerissen sind, daß seine Wahrheit frei macht. Befreiende Wahrheiten stecken an. Wir können Jesus als die Wahrheit weder beweisen, noch müssen wir sie als Wahrheit erweisen. Aber ein ansteckender Hinweis auf sie können wir sein, indem wir ihr mutig, aber auch gelassen und unaufgeregt zutrauen, daß sie sich durchsetzt. Nur in einer ansteckenden Gottesgewißheit werden wir zur Herausforderung für die postmoderne Gottesbeliebigkeit, die sich insgeheim nach Vergewisserung sehnt. Uns steht auf dem Marktplatz der Sinnanbieter nicht die Autorität des plausiblen Arguments zur Verfügung. Uns bleibt nur die werben-

de Autorität der Bitte an Christi statt. Darum werden wir auf diesem Markt oft nicht das letzte Wort behalten. Aber wir sollten, auch wenn das anmaßend erscheint, kräftig und einladend das Gerücht verbreiten, daß Jesus das letzte Wort haben wird – und daß es ein gutes und befreiendes Wort für uns alle ist.

◆ Paul Zulehner hat bereits auf einen anderen postmodernen Konsens hingewiesen, den das Evangelium stört und angreift: den Konsens, daß der Himmel verschlossen ist, die elende „Vertröstung auf das Diesseits“, die das Hier und Jetzt als die „letzte Gelegenheit“ propagiert. Die moderne Erlebnisgesellschaft ist in der Tat eine organisierte Diesseitsfalle. Sie verlockt dazu, ein Maximum an schnellem Glück aus einer knapp bemessenen Zeit herauszupowern. Die allein seligmachende Gegenwart wird ständig mit überzogenen Erwartungen aufgeladen. Das treibt die Menschen bis zur Erschöpfung in eine krankmachende Erlebnisethik nach dem Motto: „Nur ja nichts verpassen!“ Das Evangelium dagegen stellt die Menschen unter einen offenen Himmel. Die gute Nachricht heißt: Jesus reißt den Himmel auf und hält ihn uns offen – „nach oben“ durch die Versöhnung mit Gott – und „nach vorn“ durch die Hoffnung auf das kommende Reich. Sicher: die Verkündigung des geöffneten Himmels muß arrogant wirken, weil sie der Plausibilität der Diesseitsorientierung widerspricht. Aber diese Arroganz müssen wir den Menschen um Gottes willen zumuten. Dabei ist wichtig, daß wir dies nicht mit triumphalem Gehabe tun. Vielmehr gilt es, den Menschen in intensiver Beziehungsarbeit und seelsorgerlicher Zuwendung zu zeigen, daß der geöffnete Himmel uns von der Grundangst unserer Zeit erlöst – der Angst, zu kurz zu kommen. Diese Angst verengt das Leben in einem skrupellosen Individualismus, der uns alle krank macht, weil wir dabei immer einsamer und beziehungsgestörter werden. Das Leben ist nicht die „letzte Gelegenheit“, sondern „Wandern zur großen Ewigkeit“. Kontextuelle Evangelisation muß wieder den Horizont weiten, muß das kommende Reich Gottes ansagen, das uns herauslockt aus dem kleinen, engen Reich einer Konsumhaltung, die vom Heute eine ganze Ewigkeit erwartet. Das heißt

aber auch: Wir dürfen das Evangelium nicht der grassierenden Sehnsucht nach schneller, unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung ausliefern. Auch wenn es für postmoderne Ohren arrogant klingt: Die Kirche Jesu Christi befriedigt nicht Bedürfnisse – auch nicht religiöse. Sie feiert ein Geheimnis – den dreieinigen Gott, in dessen Gegenwart wir Menschen unser wahres Bedürfnis allererst entdecken: unsere tiefe Gottesbedürftigkeit nämlich, auf die Gott mit dem Frieden Christi antwortet. Diesen Frieden unter dem offenen Himmel gilt es zu feiern. Und vielleicht verliert das Evangelium sogar etwas von seiner befremdlichen Arroganz, wenn wir es nicht dozieren, sondern es mit den Menschen in der Anbetung Gottes feiern. Das gottesdienstliche Fest der Freude am offenen Himmel – so zeigt nicht nur das Beispiel Taizé – hat eine nicht zu unterschätzende evangelistische Bedeutung. Mein Stichwort zum Schluß heißt: Mut zur Arroganz. Ich plädiere für diesen Mut. Nicht gleich beschwichtigend einlenken, wenn der Arroganzvorwurf in der Luft liegt! Lieber ein provokantes Evangelium, das aufreizt, als ein harmloses, das langweilt! Gottes Lust am Menschen greift unsere hedonistische Kultur an, in der es nur noch um die schnelle Lust des Augenblicks geht. Wir dürfen Jesus nicht kulturell gefangen setzen in einem Wohlstandsevangelium, das ihn als religiöses Sahnehäubchen auf dem faden Pudding des Lebens verkauft. Wir dürfen die Gottesverniedlichung eines kulturell angepaßten Christentums nicht mitmachen, dürfen Gottes Dabeisein nicht ohne den Preis der Umkehr, der Abkehr von den Götzen anbieten. Sonst verraten wir Jesus. Man kann sich Gott nicht einfach „reinziehen“ – ohne den Weg der Nachfolge gehen zu wollen. Wo uns deswegen Arroganz attestiert wird, haben wir das als Zeichen unserer eigenen Kreuznachfolge zu ertragen. Es mag uns weh tun, wenn Menschen das Evangelium als Anmaßung zurückweisen. Es mag uns schmerzen – aber darin teilen wir den Schmerz Gottes. Und nur, wenn wir Gottes Schmerz am Menschen teilen, werden wir auch kraftvolle Zeugen seiner Lust am Menschen sein können.

Dr. Burghard Krause,
Rotenburg/Wümme



Fragerunde mit Prof. Dr. Paul M. Zulehner und Sup. Dr. Burghard Krause

Im Anschluß an die Vorträge von Prof. Zulehner und Superintendent Dr. Krause hatten die Kongreßteilnehmer in einem Plenum Gelegenheit, Fragen schriftlich an die beiden Referenten zu richten. Im folgenden wird der Verlauf dieser von Pfarrer Diehl moderierten Frage- und Antwortrunde dokumentiert.

Moderator: *Ich möchte mit einer Frage an Herrn Prof. Zulehner beginnen. Sie haben in Ihrem Vortrag von der „Gottesgefahr“ geredet. Wie kommen wir mit dieser Gottesgefahr in Berührung und wie können wir andere damit in Berührung bringen?*

Prof. Paul M. Zulehner: Dieses Wort „Gottesgefahr“ ist meines Erachtens sehr schutzbedürftig, denn es kann natürlich auch massiv mißverstanden werden. Ich nenne zwei Abgrenzungen in der einen und in der anderen Richtung und spitze es anschließend auf zwei ungewöhnliche Begriffe zu. Die eine ist traditionell, und ich nenne es eine „Gottesbedrohlichkeit“; das heißt man bedroht den Menschen mit Gott. Man bedroht seine Freiheit. Gott wird auf diese Weise auch pädagogisch mißbraucht. Die andere Gefahr – und ich halte sie heute für die größere – ist die „Gottesverlieblichkeit“. In meinem Vortrag zitierte ich Johann Baptist Metz: Wir haben aus einem unpassenden Gott einen uns passenden Gott gemacht. Wir amputieren Gott so lange, bis er einen katastrophalen Mangel an Folgen zeitigt. Am Ende haben wir so etwas wie ein Evangelium light, eine Church light. Auf diese Weise verdoppeln wir nur die Hoffnungslosigkeit der Welt auf eigenem Boden. Tun wir das, weil wir den Menschen gefallen

möchten? Haben wir möglicherweise Angst, daß sonst dieser unbequeme Gott auf Widerstand stößt? Unsere Urversuchung besteht darin, es uns mit Gott zu leicht zu machen. Ich nehme dann aus den biblischen Traditionen das heraus, was gut zu mir paßt, mich nicht stört, mich nicht verändert. Und deswegen glaube ich auch, daß die Bibel erst kräftiger und tatkräftiger wird, wenn man sie mit anderen liest. Dann liest ein anderer das, was einem selbst nicht gefällt und was man sich selber nicht aussuchen würde.

Doch nun die Frage: Wie ereignet sich die Gottesgefahr? Ich glaube, es braucht da nicht Worte, sondern Orte. Das scheint mir überhaupt eine der Maximen für die nächste Zeit zu sein: Durch die Beschleunigung des Gottesgeschwätzes wird die Kirche nicht glaubwürdiger. Es muß Orte geben, wo aus der Kraft des anwesenden Gottes anders gelebt wird, – und zwar mit einer gewissen Plausibilität und Selbstverständlichkeit. Das braucht keine große argumentative Anstrengung. Die Realität des gelebten Lebens ist viel wichtiger als unsere theologischen Anstrengungen und Auseinandersetzungen. Ebenso wichtig ist die Realität des Feierns. Es gibt drei Erfahrungsebenen, die ineinander übergehen sollten: Das, was wir leben, wovon wir reden und was wir feiern. Möglicherweise sind wir zur Zeit sehr stark in dem, was wir reden. Und weniger stark in dem, was wir leben und was wir feiern. Es wäre gut, zwischen diesen drei Dimensionen intensiver menschliche Erfahrung wieder eine wechselseitige Bewegung zu schaffen, weil das eine vom anderen lebt.

Moderator: *Ich möchte gleich eine weitere Frage an Sie, Herr Prof. Zulehner, anschließen: Sie haben davon gesprochen, man möge doch in der kleinen heiligen Schrift im Leben der Menschen lesen, bevor man die große Heilige Schrift aufschlägt. Das heißt, es geht um die Frage: Wo können wir im Leben der Menschen Spuren des Handelns bzw. der Geschichte Gottes mit ihnen finden, auch wenn sie selbst noch gar nicht nach Gott gefragt oder sich für Gott interessiert haben? Was bedeutet das Lesen der kleinen, heiligen Schrift im Leben der Menschen, die oft selber das Gefühl haben, daß*

Gott abwesend ist oder sich doch nicht für sie zu interessieren scheint? Für sie ist Gott weit weg.

Prof. Paul M. Zulehner: Im Grunde genommen wird es immer wieder um die gleiche Erfahrung gehen, daß man sich mutig mit Leuten zusammensetzt und sich wechselseitig nach seiner Biographie befragt. Dazu gehören natürlich auch die verdorbenen Seiten, etwa der Gottesvergiftung. Die schlechten Erfahrungen, die jemand mit der erlebten Religionspädagogik gemacht hat. Aber in den Grundkursen gemeindlichen Lebens machen wir sehr gute Erfahrungen damit, die Teilnehmer zu bitten, zunächst einmal ihr eigenes Lebenshaus aufzusuchen, sich ihre eigene Lebensgeschichte zu vergegenwärtigen. Wenn man nicht mehr in die eigenen Tiefen graben und in die eigene Lebensgeschichte einkehren kann; wenn man andauernd „aus dem Häuschen“ ist, also im buchstäblichen Sinn des Wortes außer sich, dann beginnt alles erst einmal mit der Unterbrechung. Also mit dem „Ausrasten“ im besten Sinn dieses Wortes. Die Menschen sind zu sehr in Betriebsamkeit. Es braucht Räume der Stille. Das hat man in der Kirche zu lange vernachlässigt. Wenn man aber in der eigenen Geschichte angekommen ist, dann ist es die hohe Kunst, vielleicht gemeinsam mit Begleiterinnen und Begleitern zu lernen, die eigene Lebensgeschichte neu zu buchstabieren. Das Evangelium kommt dann mit dem Stoff des Lebens in Berührung. Dann sagt in einem solchen Grundkurs ein Steinmetz – ich habe es selbst erlebt – über sein eigenes Leben: „Auch ich geh dauernd über das Wasser und geh dauernd unter.“ Mehr fällt ihm zunächst nicht ein. Aber er hat schon gleich das biblische Bild als Interpretationshilfe für sein eigenes gläubiges oder ungläubiges Leben. Was meines Erachtens sehr gläubig ist, wenn er um seinen Unglauben weiß. Also in diese Richtung geht das. Es sind sehr einfache Geschichten, die da erzählt werden. Nur ist es ganz wichtig, daß es sehr personennahe wird. Und das scheint mir in der gegenwärtigen kirchlichen Situation ohnehin das Entscheidende zu sein: Was wir an religiösem Gut ererbt haben, das muß personal gestützt werden. Unser religiös-kulturelles Erbe muß in die persön-

liche Geschichte, in das persönliche Eigentum übergehen – und damit es bleiben kann, muß es auch in Netzwerken vorkommen. Die starke innertheologische Individualisierung des Glaubens ist sehr gut, wenn sie zur Personalisierung führt. Sie ist jedoch sehr schlecht, wenn sie zur Privatisierung entartet. Ein und dasselbe Konzept der Wertschätzung der Person kann in eine Nicht-Lebbarkeit des Glaubens unter postmodernen Verhältnissen kippen – oder eben zu einem Netzwerkgläubigen führen, in dem die Person aber nicht untergeht. Hüten Sie sich jedoch vor denen, die sofort wieder die Freiheit kassieren, wenn man „Netzwerk“ sagt. Es gibt ja genug Ratentfänger, die das gerne machen. Das ist auch sehr komfortabel, weil es den Gurus viel Erfolg bringt, aber für die gläubige Gestalt ist das nicht sehr gut. In Osteuropa haben ja die katholischen Regionen, wie Litauen, die Slowakei oder Polen den Druck von 40 Jahren zersetzender aggressiver Kirchenpolitik und Religionspolitik unbeschädigter überstanden als die angrenzenden traditionell stark protestantisch geformten, also hochindividualisierten Kulturen, wie Lettland, Estland, Tschechien oder Ostdeutschland. Das hat meines Erachtens mit der archaischen Vernetzungskraft zu tun, die es im Katholizismus noch gab, die sich gegenwärtig in Deutschland jedoch auch auflöst. Wer langfristig will, daß es einen lebensrelevanten Glauben in diesem Land gibt, der muß auf diese beiden Dimensionen setzen, nämlich auf Personalisierung und Vernetzung.

Teilnehmer: Herr Prof. Zulehner, nachdem was Sie heute morgen und eben noch einmal gesagt haben, tun wir Protestanten uns ja offenbar schwer mit einer Theologie der Welt, in der Spuren Gottes erkennbar werden. Wir haben viel von Karl Barth gelernt, der ja bekanntlich gegen eine natürliche Theologie polemisiert hat. Sie schöpfen aus den Quellen Ihrer katholischen Tradition und damit auch aus den Quellen einer natürlichen Theologie. Brauchen wir so etwas wieder?

Prof. Paul M. Zulehner: Die Frage habe ich erwartet. Ich bin auch der Meinung, daß Ihre theologische Plattform gerade in dem Abschnitt über das Menschenbild Welt und Mensch nicht

abseits der schon geschehenen Christusoffenbarung anschaut und versucht, den gegenwärtigen Christus in die menschliche Situation hinein zu glauben und auch dort wieder zu entdecken. Es gibt auch einen christologischen Weg, das einzubeziehen, was über die natürliche Theologie gelaufen ist. Ich möchte mich auch nicht so direkt auf die natürliche Theologie stützen, wenn ich sage: Ich traue es Gott zu, daß er auch jetzt, sozusagen in der nachchristlichen Zeit, rettend, heilend und segnend in der Welt gegenwärtig ist. Viel mehr sage ich ja gar nicht. Wir haben auch in der katholischen Theologie gelernt, daß der Begriff der reinen Natur ein theologisches Konstrukt ist. Karl Rahner hat uns immer beigebracht, nur von der Natur zu reden, wenn wir sagen wollen, daß Gottes Gnade und Zuwendung zum Menschen ungeschuldet ist. Das sagt also eigentlich zunächst nichts über die Qualität des Menschen, wäre er nicht gerettet worden. Ich würde sogar heute theologisch sagen: Wenn der Mensch nur sich selber überlassen bleibt, dann rast er ins Unheil. Die innere Dynamik der Geschichte und der Kultur ist ja gar nicht so euphorisch, sondern sie bringt immer mehr Kosovo, immer mehr Auschwitz hervor. Die Dimensionen des Übels und des Bösen werden ja nicht weniger. Nichtsdestoweniger müssen wir sagen, daß Gott seine Schöpfung, die er einmal in Gang gesetzt hat, nie verraten hat. Es war immer Heils- und Unheilsgeschichte. Es gibt auch Gutes in der Schöpfung dort, wo wir es noch nicht begriffen haben.

Ich sehe überhaupt keine Unterschiede mehr zwischen einem theologischen Ansatz von Barth oder von Rahner, weil das mehr die Hintergründe ausleuchtet. Im Grunde genommen geht es schlicht um die Frage, ob wir glauben, daß Gott der Herr der Geschichte ist und am Werke ist, oder ob wir vorziehen, Deisten zu sein. Die meisten Leute in Westeuropa sind ja keine Atheisten, sondern Deisten geworden. Sie brauchen nur noch einen Weltbaumeister als Starthelfer-Gott, und zur Not brauchen sie noch einen Gott als Weltpolizisten, einen Welterklärer oder irgendein höheres Wesen. Dieser blasse, sanfte Familienpudding-Gott. Der tut nirgends mehr weh. Man braucht ihn nicht. In der Kirche haben wir

immer Gott so inszeniert, daß er die menschliche Freiheit bedroht. Das war das eigentliche Verdienst einer protestantischen Theologie, frühzeitig die Freiheit Gottes mit der Freiheit des Menschen verbunden zu haben. Wir haben in der katholischen Tradition sozusagen nur eine kleine Oase mittendrin: das sind der heilige Ignatius und die Jesuiten. Sie haben diese Sensibilität für die Unantastbarkeit des freien Individuums. Das letzte Vatikanische Konzil sagt, daß wir Christen den modernen Atheismus verursacht haben. Das ist eine kühne Rede. Eigentlich müßten wir theologisch sagen: Je näher der Mensch zu Gott kommt, um so mehr entfaltet sich sein Freiheitsvermögen. Das ist die theologische Aussage. Die radikalste Form der Liebe als Inbegriff der sich hingebenden Freiheit finde ich in Jesus von Nazareth. Aber wie erklären wir das den Menschen, die immer noch sagen: Willst du frei sein, dann mach einen Bogen um die Kirche!?

Moderator: In Ihrem Vortrag, Herr Prof. Zulehner lautete ein zentraler Satz: „Wer in Gott eintaucht, taucht neben dem Armen auf“. Wir erleben aber oft genug in unserer kirchlichen Wirklichkeit dieses Lagerdenken: Die einen, die sozialdiakonisch engagiert sind, tun sich schwer mit persönlicher Frömmigkeit und umgekehrt gilt dasselbe. Was Sie also mit diesem Satz als untrennbar zusammengehörend formulieren, erleben wir in der Praxis unserer Kirchengemeinden oft als voneinander getrennt. Eine Frage aus unserer Mitte lautet: Wer bereits neben dem Armen aufgetaucht ist, wie kann der auch noch in Gott eintauchen? Oder anders formuliert: Wie können wir in der Diakonie, im Einsatz für die Armen, Spiritualität im Sinne des von Ihnen formulierten Eintauchens in Gott entdecken?

Prof. Paul M. Zulehner: Ich weiß, daß das zunächst natürlich eine unangenehme Nachricht für die Frommen ist. Von der Dynamik her unterstellt es, daß aus der Liebe Gottes unmittelbar die Provokation der Nächstenliebe erwächst. In einem unserer Synodendokumente heißt es: „Je mystischer ein Mensch ist, desto politischer wird er“. Und nun stellen Sie die Frage: Gibt es nicht den umgekehrten Weg,

daß jemand sich die Hände schmutzig macht und darin dann anfängt, Gotteserfahrungen zu machen? Ich glaube, das ist legitim. Die Liebe ist eigentlich die atheistische Form, gerettet zu werden. Das ist im Grunde genommen Matthäus 25, wo es nicht heißt, daß einer wegen bestimmter rituell-kirchlicher Vorkommnisse gerettet wird, was für viele in der Kirche Engagierten beunruhigend ist, sondern daß man zunächst einfach aus dieser handfesten Liebe heraus gerettet wird. Die Liebe selbst ist doch in sich das Ziel und das ist gut, sage ich. Ich kann das nicht abwerten. Ich kann das nur hoch bewerten und dann fragen: Was steckt in dieser sozusagen atheistischen Form der Liebe an Gotteserfahrung? Das ist vielleicht auszuloten. Ich lese bei dem Bürgerkämpfer Kurt Singer in einer Reflexion über den Bürgermut: „Irgendwo gerätselst du bei deinem sozialen Engagement dann in die Hölle der Einsamkeit. Was trägt dich dann in dieser letzten Einsamkeit deines kämpferischen Widerstandes? Es ist allein Spiritualität“. – Die Vorhut sozial engagierter Menschen sucht heute Spiritualität. Mit denen würde ich mich gerne verbünden und sagen: Kann man das, was die innere Kraft ausmacht, nicht anfangen zu benennen, zu reinigen, zu stärken? Ich würde eher einen Weg der Mystagogie als der Verbrüderung gehen.

Moderator: Einverstanden. Darf ich Sie einmal mit einer konkreten Erfahrung in unserer Kirche konfrontieren. Es gibt bei uns eine Diakonische Akademie, die speziell für die vielen in der Diakonie Tätigen unterschiedliche Fortbildungsangebote macht. Wir möchten in dieser Akademie auch Angebote der Spiritualität machen. Doch haben bisher diese Angebote nur dann eine Chance, von engagierten verantwortlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus dem Bereich der Diakonie angenommen zu werden, wenn es unter einer gewissen Verzweckung geschieht. Das heißt: Spirituelle Angebote werden angenommen, wenn sich aus der beruflichen Praxis heraus eine Notwendigkeit dazu ergibt beziehungsweise es dieser Praxis nützt. Die Mitarbeiter kommen aber nicht aus der Einsicht: Im Grunde brauche ich persönlich als Chef einer diakonischen Einrichtung oder als Pflegedienst-

leiterin für mich selbst Spiritualität. Ein solches persönliches Bedürfnis nach Spiritualität ist häufig kaum zu erkennen. Das macht ein wenig ratlos.

Prof. Paul M. Zulehner: Aus meiner persönlichen Arbeit würde ich solchen Leuten mit moderner Personalentwicklung auf die Sprünge helfen. Die Experten aus der Wirtschaft, die uns ein bißchen dabei behilflich sind, unser kirchliches Personal zu entwickeln, sagen immer: Für Leute in Leitungspositionen steht und fällt alles mit der Reife und Stärke ihrer Person. Die Vernützlichung der Spiritualität ist deren Ende. Das ist genauso, als wenn ich sage: Lerne lieben, damit du es in der Ehe gut hast. Das ist genau derselbe Unfug. Liebe findet statt oder sie findet nicht statt. Spiritualität sollte gelernt werden jenseits der Vernützlichung. Ich halte davon gar nichts, und ich würde es auch nicht anbieten. Es ist für mich ein integrierter Bestandteil einer wirklich gestandenen, aus dem Evangelium geformten Persönlichkeit. Und solche Leute brauchen Sie morgen in Mengen. Menschen, die wirklich aus einer inneren Kraft leben und randvoll sind mit dem Evangelium – unabhängig davon, was sie tun. Die werden dann auch anders arbeiten. Aber anders herum würde ich das nicht anpacken und sagen: Du arbeitest besser, wenn du Spiritualität lebst. Natürlich kenne ich viele Leute im diakonischen Bereich, die ausgebrannt sind. Aber das ist auch kein ausreichender Grund. Man kann ja auch mit der Diakonie aufhören, damit man nicht ausbrennt.

Moderator: Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Leuten, die im konziliaren Prozeß engagiert sind. Sie gingen immer in dieselbe Richtung. Sie sagten: „Wir haben jetzt ziemlich stark in Aktionen und Initiativen gepowert. Aber uns geht die Kraft aus. Woher bekommen wir neue Kraft? Wir haben den langen Atem einer Hoffnungsperspektive verloren“. Hinter diesen Fragen verbirgt sich im Grunde die Suche nach spirituellen Quellen, aus denen gelebt werden kann. Wenn solche Fragen aufbrechen, dann müssen wir uns ihnen stellen.

Prof. Paul M. Zulehner: Noch einmal, das liegt jeweils in der Person.

Das ist das Entscheidende. Die Person muß wach werden, daß sie sagt: Mit mir selber ist etwas nicht in Ordnung, nicht: mit meiner Arbeit. Die Arbeit funktioniert nicht schon deswegen besser; sie muß fachlich qualitativ gut sein. Aber wie finde ich innere Stärke und Stabilität?

Moderator: Ich habe jetzt eine Frage an Dr. Krause. Auf einem Zettel, der mir aufs Podium gereicht wurde, heißt es: „Dr. Krause sagte in seinem Vortrag: Wenn wir den Himmel für Menschen öffnen wollen, dürfen wir nicht dozieren, sondern müssen lernen anzubeten. Dazu frage ich: Was heißt das für den gemeindlichen Alltag? Mit Anbetung kann doch nicht gemeint sein, in jedem Gottesdienst Anbetungslieder neueren Stils zu singen und sie ständig mit erhobenen Händen zu wiederholen?“ – Ein anderer fragt in ähnlicher Weise: „Was bedeutet Anbetung für diejenigen, die einen bestimmten emotionalen Stil nicht teilen und die vielleicht lieber mehr dozieren? Können die anderen Menschen den Himmel nicht öffnen?“

Dr. Burghard Krause: Die aus meinem Vortrag zitierte Formulierung war natürlich erst einmal eine verkürzte Spitze gegen den Versuch, immer nur über Verbales, über Erklären, Einladen und Beschreiben und dann auch noch mit evangelistischem Pathos vorgetragen, das Evangelium zu vermitteln. Ich bin jetzt seit einem Jahr Pfarrer an einer Stadtkirchengemeinde in Rotenburg. Da merke ich, wie sich Menschen wieder öffnen können für das Evangelium, wenn neben guter Predigt, die hat ja immer auch etwas Dozierendes, Räume für die Erfahrbarkeit des Glaubens, für die Erfahrbarkeit Gottes geöffnet werden. Es ist gewagt, das zu sagen. Wir Protestanten sind ja gewohnt, daß Gott immer nur im Wort und nirgendwo anders erfahrbar wird. Wir haben zum Beispiel zu einer Osternachtsfeier eingeladen, in der ich eine Taufferinnerung integriert habe. Ich habe Gemeindeglieder eingeladen, an den Taufstein zu kommen und habe ihnen mit einem mit Wasser befeuchteten Finger ein Kreuz auf die Stirn gemalt, sie an ihre Taufe erinnert und ihnen zugesprochen, daß sie zu Christus gehören. Wir haben daraus einen Anbetungsteil gemacht, der nun nicht mit

bestimmten Anbetungsliedern versehen war. Aber ich merkte, wie sich das anschließende Gebet aus dieser Kraft des erfahrenen Zuspruchs in anderer Weise entwickelte, als es normalerweise in Gottesdiensten der Fall ist. Unsere Anbetungskultur möchte ich mir nicht von einer bestimmten Musikkrichtung mit ihren emotionalen Anbetungsliedern diktieren lassen. Es muß eine Inkulturation sein, die von der Gemeindegeschichte ausgeht. Also: Welche musikalischen und sonstigen Formen des Gebets, des Lobpreises, der Verherrlichung Gottes sind in der Gemeinde bekannt? Diese vorhandenen Formen zu vitalisieren, halte ich für unglaublich wichtig.

Moderator: *Ich glaube, im Hintergrund der Frage steht die Erfahrung, daß sich eine Spiritualität der Anbetung in unserer Evangelischen Kirche stark durch charismatisch geprägte Frömmigkeit mit ihrer entsprechenden Emotionalität entwickelt hat. Aus meiner Sicht war das ein wichtiger Dienst, der uns damit erwiesen wurde. Denn in der Evangelischen Kirche sind wir an dieser Stelle ausgesprochen unterentwickelt. Das muß aber nicht heißen, daß wir nun alle einen bestimmten, eben charismatisch geprägten Stil von Anbetung oder Anbetungsliedern übernehmen. Es geht um die Bereitschaft, sich darauf erst einmal einzulassen und dadurch auch in der eigenen Spiritualität bereichert zu werden.*

Prof. Paul M. Zulehner: Ich darf dazu sagen, daß auch uns in der Erneuerung katholischer Kirchengemeinden dieses Thema sehr beschäftigt. Ich glaube, es geht hier um eine Doppelbewegung. Auf der einen Seite wünschte ich mir, daß eine wachsende Zahl von Menschen ein persönliches Verhältnis zu Gott hat. Im besten Sinne des Wortes „ein Verhältnis zu haben“, das fände ich gut. Wenn wir wirklich anfangen, in der Gegenwart Gottes zu leben, dann geht auch die liturgische Inszenierung nicht an den Menschen vorbei. Ich glaube schon, daß wir mit allen Formen der Inszenierung arbeiten, die uns zur Verfügung stehen. Um dabei zu lernen, gehen wir entweder in die Schule der Frauen, dann werden wir ganzheitlich. Oder wir gehen in die Schule der alten katholischen Tradition, dort lernen wir

nämlich auch Ganzheitliches. Der Mensch muß mit allen Sinnen erfaßt werden und nicht nur mit dem Verstand. Das Wort möchte ich dabei nicht auslassen. Denn das Wort benennt ja das Entgegenkommen Gottes. Aber es muß stattfinden können. Es muß sich ereignen. Ich fürchte, daß wir zu sehr über den Glauben reden, aber daß er nicht stattfindet, wenn die Leute zusammenkommen. Es ist eine Glaubensgemeinschaft, weil sie zu wissen glaubt, was sie glauben soll. Aber das ist zu wenig.

Moderator: *Es gibt noch zwei Fragen. Die eine Frage geht an Dr. Krause. Sie haben am Anfang Ihres Vortrags von einer vermeidbaren oder völlig überflüssigen und ärgerlichen Arroganz von Christen gesprochen als Ausdruck des religiösen Dünkels und der Selbstüberheblichkeit, aus der andere verurteilt werden. Mag sein, daß uns ganz konkret Menschen vor Augen stehen, die diesen Typ des überheblich Arroganten repräsentieren. Sehen Sie eigentlich eine Chance für Begegnungen und Gespräche mit solchen Christen, die diese Arroganz aufbricht? Oder haben Sie diesbezüglich schon resigniert, weil Sie von solchen Gesprächen nichts mehr erwarten?*

Dr. Burghard Krause: Es kommt darauf an, aus welchen Steinen diese Arroganzfestung gebaut ist, in die sich Leute begeben und zurückgezogen haben. Es ist noch am einfachsten, solche Festungen – ich gebrauche jetzt mal einen etwas aggressiveren Begriff – aufzuknacken, wenn sie aus Steinen der Angst gebaut sind. Wenn sich im Grunde hinter der arroganten Fassade, mit der Christen andern begegnen, eine Angst oder eine tiefe eigene Glaubensverunsicherung verbirgt, die nur verdeckt wird. Da habe ich schon oft im Gespräch erlebt, daß man sich näher kommt. Anders ist es, wenn die Arroganzfestung aus ideologischen Steinen, sozusagen Kopfsteinen gebaut ist. Ich denke etwa an die in vielen Variationen erlebbare These, daß Gott gar nicht in der Welt ist und wir ihn erst hereinbringen müssen. Da erlebe ich bei mir selbst die mir von Ihnen attestierte Mischung aus Aggression und Resignation, denn es ist schwer, solche ideologischen Festungen zu schleifen.

Moderator: *Die letzte Frage geht noch einmal an Prof. Zulehner. Welche Rolle spielt das kommende Gericht Gottes? Wie redet man vom Gericht Gottes, ohne daß Gott zu einer Drohgebärde verkommt?*

Prof. Paul M. Zulehner: Das Gericht hat etwas zu tun mit dem Ernst, mit dem das Evangelium verkündet wird. Es wäre zumindestens jenes Thema, das uns davor bewahrt, zu einer „Church light“ zu verkommen, weil die verbilligte Evangelisation, die wir auch im Katholizismus sehr gerne praktizieren, keine Gerichtsrede mehr kennt. Diese Verkündigung kennt auch keine Apokalyptik; sie kennt eigentlich überhaupt nichts, was uns in Furcht und Schrecken versetzen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie das so wahrnehmen. Ich habe mich selbst gefragt, wann ich das letzte Mal davon geredet habe, daß das menschliche Leben auch vor Gott scheitern könnte. In welcher Predigt kommt das noch vor? Wann wird über die letzten Dinge geredet? Wie es am Ende ausgehen könnte? Der damit verbundene Ernst ist im Grunde genommen charakteristisch für das Christentum im Vergleich zu anderen religiösen Traditionen wie dem Buddhismus. Hier wäre auch wieder zu entdecken, was die ganz alte Theologie des Fegefeuers ist. Ich weiß, es ist eine Provokation für Sie als Protestanten. Aber ich möchte es Ihnen dennoch schmackhaft machen. Sie können es ruhig anders nennen. Ich glaube, daß es eine Erlösungsnachricht ist. Die Menschen, die so gestreift ihr Leben als letzte Gelegenheit betrachten, leiden extrem darunter, daß nie stattfindet, was sie erträumen. Daß die Rechnungen immer offen bleiben. Reden Sie mit Leuten im Finale Ihres Lebens, beraten Sie Sterbende und reden mit ihnen über ihr Leben. Die werden immer sagen: „Mein Gott, soviel hätte ich gerne gemacht, und so vieles ist in meinem Leben, in der Liebe, der Arbeit und anderen Bereichen offen geblieben.“ Das ist eine Urerfahrung des Menschen. Können Sie denen dann sagen, und zwar nicht nur in frommem Wortschatz: „Du fällst jetzt in das Feuer der Liebe Gottes hinein. Und er wird ausheilen. Er wird Schalom machen, wenn du in seinem Feuer bist. Denn alles, was nicht standhält, wird verbrannt und du wirst wie durch

Feuer hindurch gerettet werden.“ Ich traue es Gott zu, daß er mich in seine Seligkeit aufnimmt, auch wenn ich als Fragment in den Tod gehe. Nicht weil ich so gut bin, sondern weil er das, was unvollständig geblieben ist, vollenden wird. Das glaube ich ganz fest. Ich mache mich da ernsthaft biblisch fest bei 1. Kor. 3,15. Wir sollten das den Menschen nicht vorenthalten, weil es wirklich eine gute Nachricht für sie ist. Denn wenn sie nicht diese Offenheit für den offenen Himmel mehr haben, leben sie sich wirklich zu Tode.

Lassen Sie mich zum Schluß noch einen kleinen Punkt anfügen, mit dem ich Ihnen Mut machen möchte. Ich glaube, daß die Kirchen in Westeuropa zur Zeit besser sind als ihr Ruf. Ich wünschte Ihnen sehr, daß Sie in Ihrem Inneren viel Einverständnis haben mit dem Evangelium und mit der real existierenden Kirche. Stehen Sie zu diesem Gut, das Ihnen anvertraut ist. Das ist die einzige Chance, daß sich die Kirchen in diesen Transformationskrisen in eine gute Zukunft hinein entwickeln. Denn wenn Sie dieses innere Einverständnis und diese kritische Grundloyalität nicht haben, werden Sie in die Resignation wegtauchen. Mit Günter Anders würde ich sagen: „Mit einem Personal, das resigniert, droht kein Aufbruch“.

Moderator: *Prof. Zulehner, Dr. Krause, ich danke Ihnen beiden sehr. Und dieser Dank bezieht sich nicht nur darauf, daß Sie sich so geduldig unseren Fragen gestellt haben. Danken möchte ich Ihnen zugleich für die theologisch wegweisenden und inspirierenden Vorträge, mit denen Sie unseren Kongreß bereichert haben.*

Evangelisierende Gemeinde

Die Gemeinde als Subjekt der Evangelisation

Karl Kupisch hat die Geschichte der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung mit dem Satz begonnen: *Im Anfang war die Konferenz.* Dieses Zitat möchte ich auch über unsere Zusammenkunft stellen und sagen: Unterschätzen Sie bitte nicht den Wert und das Gewicht dieses Kongresses. Es ist der letzte große theologische Kongress in diesem Jahrtausend hier in Deutschland. Und es dauert gerade noch 100 Tage, und wir werden alle aus dem vergangenen Jahrhundert stammen. Unsere Tagung findet also zu einem besonderen Kairos statt. Wenn man die Geschichte der Evangelisation und der Volksmission überblickt, dann gab es nach meiner Einschätzung drei Einschnitte, zu denen in der Evangelischen Kirche in Deutschland besonders über Evangelisation und Volksmission nachgedacht wurde.

Die eine, die erste Schaltstelle war 1848/49 zur Zeit der Revolution und des Kommunistischen Manifests, als Johann Hinrich Wichern in seinem großen Vortrag vor dem Wittenberger Kirchentag und später dann auch in seiner Denkschrift 1849 forderte: *Die Evangelische Kirche müsse dahin wirken, daß zuletzt im Umkreis der evangelischen Kirche kein Glied mehr sei, daß nicht das lautere Wort Gottes in rechter, das heißt geeigneter Weise hörte, und die ihm sich darbietende Gelegenheit zu diesem Hören fände, auch ohne sie zu suchen. Es muß das Evangelium wieder von den Dächern gepredigt werden; es muß auf den Märkten und Straßen frei angeboten und gepriesen werden, gleichsam vor den Toren der geordneten Kirche.*

Der nächste starke Einschnitt war im Ersten Weltkrieg 1916, als der Rostocker Theologieprofessor Gerhard Hilbert seinen Vortrag über kirchliche Volksmission hielt. Dieser Vortrag war ein wenig gerichtet gegen eine wild wuchernde Evangelisationspraxis, die ohne Beachtung des kirchlichen Kontextes in Deutschland von freien Gruppen – zum Teil mit anglo-amerikanischem Einfluß – evangelisierten. Demgegenüber betonte Hilbert die Volksmission als genuinen Auftrag der Kirche. Er sagt in diesem Vortrag: *Deutschland ist ein Missionsland geworden – und wird es bleiben.*

Der dritte historische Einschnitt war nach dem Zweiten Weltkrieg. Nur hat es damals keine gemeinsame Strategieplanung und theologische Überlegung über den Sinn und Wert von Mission und Evangelisation in unserem eigenen Volk gegeben. Die EKD hatte genug damit zu tun, sich selbst erst einmal zu konstituieren, und die Volksmission fuhr gewissermaßen ohne besonderen kirchlichen Segen an. Sie brachte auch in der damaligen Zeit große Evangelisten hervor. Ich denke an Männer wie Wilhelm und Johannes Busch, Gerhard Bergmann und den mit Wunderheilungen auftretenden Hermann Zeiss. In den nächsten Jahrzehnten hatten wir Johannes Hansen, Konrad Eißler, Ulrich Parzany und Klaus Vollmer, ich selbst habe in der unteren Hälfte dieser „Bundesliga“ auch meinen Dienst getan. Aber ich habe dabei auch manche Verletzungen durch überhöhte, unrealistische Erwartungen seitens der einladenden Gemeinden erlebt. Die Zahlen bei Veranstaltungen wurden eben kleiner und mit frommer Nostalgie nach dem Motto: *Damals, als Wilhelm Busch hier noch evangelisierte, kamen viel mehr Leute!* ist heute niemandem geholfen.

Andererseits können wir feststellen: Mit dem Niedergang der großen Veranstaltungs-Evangelisation ist eine theologisch sehr gut begründete immer stärkere Verankerung der Evangelisation in der Gemeinde erfolgt. Die Evangelisation ist bunter und methodisch vielfältiger geworden. In dieser Situation der stärkeren gemeindlichen Verankerung und Stützung der Evangelisation, ja sogar in einer Übertragung des gesamtevangelistischen Auftrags

auf die Schultern der Gesamtgemeinde, findet unser Kongress statt.

Die missionarische Ausstrahlung des normalen Gemeindelebens und des Alltagszeugnisses der Christen

Vor Jahren konnte es mir noch in einer Evangelisation passieren, daß bei der Vorbereitung jemand aus der Gemeinde sagte: „Wissen Sie, in unserer Gemeinde kann ich eigentlich niemanden richtig einladen. Ich wüßte gar nicht, wohin, abgesehen vom Sonntagsgottesdienst. Ich empfehle den meisten als neue Heimat die „Freiwillige Feuerwehr“. Das war in einer dörflichen Gemeinde im Süden unserer Landeskirche. Von der Feuerwehr im Dorf wußte er: Die helfen sich, die kennen sich. Doch in der Gemeinde lief es nach dem Muster: Wir kommen, wir beten, wir singen, wir gehen. Diese Kritik fehlender Gastfreundlichkeit einer Gemeinde scheint in den letzten Jahren so nicht mehr zu stimmen. In unserer eigenen Gemeinde treffen sich sonntags in einem kleinen Bezirk etwa 20 Erwachsene und 10 Kinder zum Gottesdienst. In dieser Gemeinde kann sich keiner unpersönlich verlaufen und so „versickern“, wie ich das gerade beschrieben habe. Ich kenne junge Ehepaare, die mit ihrem kleinen Kind in diese Gemeinde gekommen sind und sofort angesprochen und samt Kind zum Gottesdienst am Sonntag eingeladen wurden. Da ist eine junge Frau mit eigenen Kindern, die den Kindergottesdienst leitet. Sie ist einfach gastfreundlich durch und durch. Ich mache in unserer Gemeinde die Erfahrung, daß es nicht nur den Weg geben kann: Vom Glauben zur Taufe – den gibt es auch immer wieder mal bei jungen Erwachsenen –, sondern durchweg den Weg von der Taufe zum Glauben. Wir sind also entweder auf dem Weg vom Glauben zur Taufe oder auf dem Weg von der Taufe zum Glauben. Solchen Glaubensweg, solch eine innerkirchliche „Karriere“ erlebe ich an vielen Punkten in der Gemeinde. Ich sehe zum Beispiel den Weg eines Kindes vor mir, das im dritten Schuljahr am Schulgottesdienst teilnimmt und vorne am Altar eine Kerze anzünden darf.

Einige Zeit später singt dasselbe Kind in einem Musical-Projekt mit und bringt den Bruder ebenfalls dazu mit. Zu Hause werden die biblischen Texte dieses Musicals eingeübt und bleiben haften. Dann kommen selbstverständlich die Eltern mit zur Aufführung des Musicals. Vielleicht bringt der Vater sogar noch seine Videokamera mit, falls er eine besitzt. Mich freuen solche natürlichen Anknüpfungspunkte in unserer gemeindlichen Praxis. Wir wären strategisch dumm, wenn wir auf solche natürlichen Anknüpfungspunkte in der volkswirtschaftlichen Situation verzichten würden.

Ich sehe auch noch den Weg eines Jugendlichen vor mir: Bei einem Massenversand tütet er zum ersten Mal in der Gemeinde mit ein. Immerhin gibt es 9 Mark die Stunde dafür und zwischendurch noch leckere Puddingteilchen. Anschließend kommt er zu einer Geburtstagsparty; kurze Zeit später dann zur wöchentlichen Jugendbibelstunde und schließlich fährt er auf die Sommerfreizeit mit, auf der er bei einem Gottesdienst zum ersten Mal persönlich betet.

Nun kann man sagen: Das sind alles ideale Szenen. Dann muß man aber auch sagen, daß es im Neuen Testament ebenfalls alles ideale Szenen sind. Denn die Begegnungen mit Jesus sind ja jeweils nur ein punktueller Ausschnitt aus den Lebenswegen verschiedener Menschen. Wie es dem Petrus im Auf und Ab gegangen ist, das wissen wir in etwa. Seine Biographie ist ein klein bißchen deutlicher ausgebreitet als die anderer Jünger. Also, entweder hören wir auf, die neutestamentlichen Szenen mit Rudolf Bultmann zu idealisieren, oder wir bequem uns dazu, die Tauf- und Glaubenswege in unseren eigenen Gemeinden zu qualifizieren, entsprechend zu werten und zu sagen: Es mag nur ein kleiner Schritt sein, aber es ist ein Schritt in die richtige Richtung.

Der ehemalige Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, Emilio Castro, hat einmal gesagt, es gäbe für den missionarischen Dienst der Kirche überall unterschiedliche „Einstiegspunkte“. Er nennt sie *entry points*. Diese „Einstiegspunkte“ möchte ich mir für die normale Gemeinde-

arbeit nicht verderben und wegkritisieren lassen. Vielmehr möchte ich die missionarische Ausstrahlung des normalen Gemeindelebens und des Alltagszeugnisses der Christen ausdrücklich loben. Natürlich bleiben da Fragen: Gibt es vielleicht auf diesen Wegen, die die Leute gehen, zu wenig Fixpunkte und zu wenig Klärungssituationen? Vielleicht ist es unsere besondere Aufgabe als Seelsorger, nach solchen fixierbaren Zwischenschritten, Umkehrstationen, Konfirmationen (Segnungen) in der Glaubenskarriere von Gemeindegliedern, die irgendwo stecken geblieben sind, Ausschau zu halten und sie ihnen dann anzubieten. Um es einmal dialektisch zu sagen: Den vielen Anknüpfungen stehen leider genau so viele plötzliche, unmotivierte und schmerzliche Abbrüche gegenüber. Da fragt man sich: „Ja, haben sie denn gar nichts verstanden vom Glauben? Warum bleiben sie auf einmal ohne Kommentar weg?“ Ich verstehe es oft nicht. Junge Menschen fahren mit zu einer Freizeit und dann sind sie wieder weg. Jesus hat das ja auch erlebt: Er hat 10 geheilt und nur einer kam wieder und zeigte seine Dankbarkeit. Er hat sozusagen mit 90 Prozent Verlust gearbeitet. Wir werden in unserem Dienst immer wieder ähnliches erleben.

Warnung vor Sicherheit und Schwerfälligkeit hinsichtlich Mission und Evangelisation. Die andere Seite der Analyse.

Bill Hybels hat bei einem Vortrag vor dem Hamburger Kirchentag gesagt, er hätte sich in der Gemeinde, zu der er ursprünglich gehört hätte, überhaupt nicht wohlfühlt. Er hatte den Eindruck, diese Gemeinde hätte „auf Autopilot gestellt“. Das heißt also: Alle Systeme arbeiten automatisch und Sie als „Pilot“ haben einen Augenblick Ruhe. Zu einer Gemeinde, die „auf Autopilot gestellt“ hat, kann man eigentlich keinen Fremden zum Gottesdienst mitbringen. Denn die läuft und funktioniert ja auch so. Man kann sich das gut vorstellen. Und da ist Hybels eben auf die Idee gekommen: Das kann es nicht sein. Warum müssen die Leute, die neu in einen Gottesdienst kommen, erst einmal einen Kultur-

schock kriegen? In einem Papier der EKD heißt es: *Die Weitergabe der Glaubensbotschaft bei uns ist schwer gestört*. Und schon 1916 bei Gerhard Hilbert können wir nachlesen: *Unterdessen, die da sehen können und wollen, herrscht völlige Einstimmigkeit darüber, daß wir wirklich lebendige Gemeinden kaum irgendwo haben*. Nun, so hart würde ich das heute nicht ausdrücken. Die Kritik der berufenen Universitätstheologie am Anfang unseres Jahrhunderts gegenüber der missionarischen Schwerfälligkeit der Gemeinden ist sogar noch viel radikaler als alles, was sich Pietisten in den letzten Jahrzehnten an Kritik an den kirchlichen Zuständen geleistet haben. Trotzdem muß man wirklich die Gemeinde anfragen: Wollt ihr überhaupt missionarisch sein? Wollt ihr, daß jemand seinen Glaubensweg mit Stufen, Zwischenstufen und Konfirmationen findet, so daß er dann auch zum gewissen Glauben an Christus kommt und sich dazu bekennt? Wollt ihr das? Oder meint ihr immer noch, das sei übertrieben; das sei evangelikal; das sei fanatisch; das sei fundamentalistisch? Diese Angst vor jeglicher Mache, vor allen vereinbarten Zielen, vor Fanatismus und Fronten führt schließlich dazu, daß man sich jeder innerkirchlichen Leitbilddiskussion entzieht.

Dazu kommt noch ein theologischer Pferdefuß. Irrtümlicherweise denkt der deutsche Normaltheologe: Weil man das Entscheidende ohnehin nicht machen kann, braucht man es weder zu wollen noch zu planen. Darum lassen wir aus Gründen der Pneumatologie jede Menge methodischer Lücken, schon bei Evangelisationswochen. Aber die Menschen, die vom Evangelium angesprochen sind, wollen ein praktisches Angebot haben, wie sie jetzt ganz konkret Christ werden können. Daraus ist ja auch die Gebetskarte von Johannes Hansen entstanden, in der es heißt: *Ja, Herr, ich habe deinen Ruf an mich gehört und danke dir, daß du mich nicht vergessen hast und mich annimmst, so wie ich bin ...* Wir haben diese Karte am Schluß der Evangelisationsveranstaltungen verteilt und gesagt: „Wer das mitbeten will, der ist herzlich eingeladen, es jetzt mit zu beten.“ Wir haben es so gemacht, weil Menschen uns selbst gefragt haben:

„Wie sollen wir das denn machen mit dem Christ werden?“ Fritz Schwarz hat es kurz und bündig so auf den Punkt gebracht: „Wenn Gott Hausbesuche will, dann will ich sie auch.“ So einfach ist das.

Ich möchte es noch einmal theologisch vertiefen. Ich glaube, weil uns in Richtung auf den missionarischen Gemeindeaufbau und auf die Evangelisation so oft vor Augen gestellt worden ist: Das Entscheidende können wir dabei gar nicht machen! Glauben wir es allmählich selbst, und das ist ja auch durchaus richtig. Ich erinnere an den berühmten Vortrag von Karl Barth „Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie“. Darin sagt er: *Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nichtkönnen wissen und eben damit Gott die Ehre geben*. Den Satz könnte man auf die evangelistische Aufgabe des kommenden Jahrhunderts ganz genau so übertragen. Wir sollen als Gemeinde unser Volk evangelisieren. Wir sind aber Menschen und können als solche unser Volk gar nicht evangelisieren. Wir sollen aber beides, unser Sollen und unser Nichtkönnen, wissen und damit Gott die Ehre geben.

Philipp Jakob Spener hat es 1675 in den *Pia desideria* ähnlich gesagt: Wenn wir auf eine Besserung der Kirche Gottes auf Erden warten, dann sollten wir *nicht über dem Wünschen sterben*.

Gegen die Schläfrigkeit der Kirche – Ermutigung zur Evangelisation

Roman Herzog hat sich einen „Ruck“ durch unser Volk gewünscht. So müßte es auch einen Ruck durch unsere Kirche geben. Es geht um eine Erweckung und Erschreckung, und es gibt wohl keine Erweckung ohne Erschreckung. Es geht mehr um einen Schock als um einen Ruck. Wie viele Leute haben wir verloren! Wie vielen geht keiner mehr nach! Wie viele wagen sich gar nicht erst zu uns hin! In dieser Situation geht es um einen zielgerichteten Aufbruch. Die Breite der Mission und die Spitze der Evangelisation dürfen sich nicht mehr gegen-

seitig bremsen. Das ist ja bis heute ein beliebtes Spiel. Schlägt man eine Evangelisationsveranstaltung vor, sagen viele Leute: „So eng sind wir nicht. Wir haben schließlich die ganze Breite der Mission zu bedenken.“ Redet man gegenüber den Vertretern von Evangelisationsveranstaltungen von der Breite der Mission in Diakonieberatungen, Kontaktarbeit und Seelsorge, so sagen sie manchmal immer noch: „Das ist viel zu undeutlich, und es wird da nicht alles gesagt.“

Ich hoffe, daß wir in Richtung auf dieses Zusammenspiel von Breite der Mission und Spitze der Evangelisation in die Richtung des Mottos vom Evangelisationskongress 1989 in Manila kommen: *Das ganze Evangelium durch die ganze Gemeinde der ganzen Welt!* Diese Beweglichkeit, diese Entschlossenheit, diesen Mut zur Öffentlichkeit wünschte ich mir. Dabei weiß ich natürlich, daß man keine Erweckung machen kann ohne das Erschrecken und die tiefe Betroffenheit, die Jesus angesichts des abgehetzten Volkes spürt (vergleiche Matthäus 9,36). Und es geht wohl auch nicht ohne die Angst, daß die Kirche zu einer religiösen Anstalt verkommen könnte. Hans Joachim Kraus schreibt in seiner Systematischen Theologie: *Die institutionelle Kirche existiert im Medium der Religion. Sie ist geübter Sachwalter des Religiösen und dient der Befriedigung aller religiösen Bedürfnisse in reibungsloser Geschäftigkeit. Sie paßt sich an und paßt sich ein: Dem Volk, dem Staat, dem Strom der Zeit, den herrschenden Ideen. Sie bietet jedermann das religiöse Mehr der Lebenserhöhung, das er wünscht, und verkraftet auch Zeiten, in denen das Schwert des Heiligen Geistes in ihr aufblitzt, ohne jede Infragestellung ihrer organisierten Gesamtgestalt* (Grundriß Systematischer Theologie, Seite 376). Das ist ein hartes Wort, das ich so nie unterschreiben könnte. Aber man muß es doch hören. Ob, wie Kraus vorschlägt, die veränderte und verändernd lebenden Gruppen die entscheidende Antwort sind, wage ich zu bezweifeln. Ich möchte doch lieber in Richtung auf die Gesamtgemeinde denken. Der schlafende Riese Volkskirche muß aus dem „Teufelskreis“ der Selbstbeschäftigung heraus. Unsere Gemeinden brauchen missionarische

Leidenschaft und unternehmerischen Geist, Lebenslust und „Kundenorientierung“. Ihr Terrain ist weder die Katakomben noch die Kathedrale, sondern der Markt (so Peter L. Berger auf der EKD-Synode 1995).

Kennzeichen einer evangelisierenden Gemeinde

Evangelisierende Gemeinde ist zunächst einmal *evangelisierte Gemeinde*. Wir wehren uns ja dagegen, daß die Gemeinde einfach Objekt der Evangelisation ist. Aber wenn wir überhaupt einmal im Subjekt-Objekt-Schema denken wollen, dann müssen wir sagen: Zunächst einmal muß eine Gemeinde auch hören und die Predigt hat dort eine ganz wichtige Bedeutung. Predigen wir Pfarrer eigentlich über die Texte, die es mit der missionarischen Ausstrahlung der Gemeinde zu tun haben? Elementarisieren wir unsere Botschaft so, daß der Laie im Alltag eine Witterung davon bekommt: „Ach, so kurz könnte ich es auch einmal sagen und zusammenfassen!“ Oder gehören wir zu den „theologischen Komplikatoren“, wie es Präses Peter Beyer einmal formulierte. Ich zitiere aus seinem Ratsbericht vor der Evangelischen Kirche der Union 1996: *Wer für Elementarisierung eintritt, der zieht den Verdacht der Simplifizierung auf sich, obwohl doch die theologischen Komplikatoren schädliche Pluralismen in der Kirche mehr befördern als beschränken.*

Evangelisierende Gemeinde ist außerdem *anbetende Gemeinde*. In Ruhe und Stille vor Gott stehen, das hat missionarische Ausstrahlung. Wir haben vielleicht im Rheinland und in Westfalen Nachholbedürfnis und sind sehr glücklich, daß wir durch einige überzeugende Beispiele aus dem Bericht der Hannoverschen Landeskirche die missionarische Kraft der Liturgie neu entdecken. Noch vor 30 Jahren hätte ich Liturgie und Mission als sich gegenseitig ausschließend betrachtet. Ich kann das inzwischen nicht mehr, weil ich erkannt habe: Das Hineingenommen-Werden in die Nähe vor Gott ist auch ein Stück Mission.

Wir brauchen weiterhin *gastfreundliche Gemeinden*. Das Eingehen auf die

Gäste hinsichtlich der Zeiten, Orte und der Atmosphäre in unseren Gemeinden ist wichtig. Burghard Krause nennt das *die missionarische Körpersprache der Gemeinde*. Manche Jugendliche sagen dazu: „Der 10 Uhr Gottesdienst am Sonntagmorgen – das ist die falsche Zeit und es ist die falsche Musik. Es ist auch die falsche Sprache. Und es sind schließlich die falschen Leute.“ Nun würde ich bei den „falschen Leuten“ entgegenen: „Ihr werdet ja auch mal älter. Es können nicht nur Jugendliche in der Kirche sein. Ihr müßt euch schon ein bißchen an andere Altersgruppen gewöhnen.“ Und trotzdem hat diese Kritik der jungen Leute ihre Berechtigung. Wir brauchen gastfreundliche Gemeinden.

Weiter: Unsere Gemeinden sollten *suchende und besuchende Gemeinden* sein. Dabei müssen sich personale Begegnung und mediale Vermittlung des Evangeliums ergänzen. Wir sind dabei, die missionarischen Chancen der Öffentlichkeitsarbeit neu zu entdecken. Ich erwähne in diesem Zusammenhang nur die Öffentlichkeitskampagne der Evangelischen Kirche im Rheinland für das Jahr 2000. Auf unterschiedlichen Plakaten wird die Botschaft der jeweiligen Kirchenjahreszeit in kurze Elemente zusammengefaßt. So heißt es zum Beispiel an Weihnachten: *Alles geschenkt*. Oder zu Pfingsten: *Echt begeistert*. Oder am Erntedanktag: *Alles eingebracht*. Zwar kommt der Name Jesus dabei nicht vor, aber es ist doch so etwas wie eine Prä-Evangelisation.

Weitere Kriterien nenne ich jetzt nur noch stichwortartig: Wir brauchen *beratende und helfende Gemeinden*. Ich erinnere an das diakonische Netz, das als solches auch ein Glaubenszeugnis ist. Ein Journalist aus Münster hat im Öffentlichkeitsausschuß unserer Kirche ein hinreißendes Referat gehalten. Er hat uns gewarnt vor unserer eigenen Ängstlichkeit und gesagt, die Kirche hätte vier Trümpfe auszuspielen, die allein sie auf der Hand hätte. Erstens: *Jesus für dich*. Zweitens: *Diakonie für die Deinen*. Drittens: *Kulturelles Erbe über Jahrhunderte hinweg*. Und viertens: *Internationale Gemeinschaft*. Es gibt wahrscheinlich keine Partei, die auch in Neu-Guinea ein Büro hat. Aber die

Kirche hat eine Filiale Jesu Christi selbst dort.

Schließlich brauchen wir *mitleidende und mitkämpfende Gemeinden*, und zwar im internationalen Kontext. – Zum Schluß möchte ich noch einige Schritte zu einer evangelisierenden Gemeinde benennen.

Schritte zu einer evangelisierenden Gemeinde

Zunächst möchte ich Ihnen Mut machen, einen Blick über den Zaun zu werfen. Natürlich stimmt es: Die Zeit, um an einer Konferenz oder einer Studienfahrt nach Amerika oder England zum Kennenlernen der missionarischen Praxis dort müssen wir uns mühsam abringen. Aber solche „Wallfahrten“ zu anderen Gemeinden beziehungsweise Kirchen; solche zwiischengemeindliche „Spionage“ befruchtet den ganzen missionarischen Prozess auch bei uns. Wir brauchen mehr Austausch untereinander und weltweit.

Zweitens brauchen wir die Förderung des Priestertums aller Gläubigen, oder wie es in der Berliner Stadtmission um 1900 herum hieß: Wir brauchen *das Apostolat der kleinen Leute*.

Drittens: Die Relativierung und Selbstbeschränkung unseres eigenen Allroundpfarramtes zugunsten eigenständiger Begabung und selbständiger Aktivitäten der anderen Gemeindeglieder ist dringend notwendig. Es ist schlimm, wenn Pfarrer die eigene „Revierförster-Mentalität“ pflegen und den Ehrenamtlichen in der Gemeinde keinen Raum zur Selbständigkeit und Entfaltung geben. So etwas hilft ganz und gar nicht weiter.

Schließlich brauchen wir eine theologische Information und Argumentation in Richtung auf eine Missionstheologie für die säkularisierte Gesellschaft. Für eine Auseinandersetzung mit dem, was in einem englischen Buchtitel „Nihilism with a smile“ bezeichnet wird. Fast noch wichtiger scheint mir das Eintauchen in die Atmosphäre unserer Zeit, in die emotionale Atmosphäre. Wir können unsere Gemeindeglieder nicht nur argumentations-

fähig machen, sondern brauchen Menschen, die unserer Zeit emotional nahe stehen. Auch wir selbst als Pfarrerinnen und Pfarrer sollten uns um solche emotionale Nähe mühen. Haben wir einen Bezug zu dieser seltsamen Emotionalisierung unserer Zeit? Die evangelische Pfarrerschaft in Deutschland ist im ökumenischen Vergleich überqualifiziert und überfinanziert. Wir können mit dem intellektuellen Diskurs der postmodernen Gesellschaft durchaus mithalten. Aber wenn wir dann die Anteilnahme von Millionen und Abermillionen Menschen am Tod von Prinzessin Diana miterleben, bei deren Trauerfeier Elton John ein Lied singt, in dem es heißt: *Unter dem Schatten deiner Flügel* – nämlich von Lady Di – *fanden wir Frieden. Jetzt bist du im Himmel und die Sterne grüßen uns ...* dann sind wir mit unserer ganzen Intellektualität am Ende. Dann müssen wir uns fragen: Haben wir uns eigentlich auch emotional fortgebildet in Richtung auf eine Nähe zu unserer Zeit?

Ich möchte gerne abschließen mit zwei Zitaten. Zunächst möchte ich an ein Gedicht von Rainer Maria Rilke erinnern, das er 1899, kurz vor der Jahrhundertwende, niedergeschrieben hat: *Ich lebe grad, da das Jahrhundert geht. Man sieht den Glanz von einem großen Blatt, das du und Gott und ich beschrieben hat, und das sich hoch in fremden Händen dreht. Man spürt den Glanz von einer neuen Seite, auf der noch alles werden kann. Die stillen Kräfte prüfen ihre Breite und seh'n einander dunkel an.*

Das andere Zitat ist ein Wort Martin Luthers, das Philipp Jakob Spener der lateinischen Fassung seiner „Pia desideria“ vorangestellt hat. Offenbar spürte Spener, wie man angesichts der damaligen Verhältnisse ein Klagelied über die Kirche anstimmen könnte. Doch er wollte nicht jammern und klagen, sondern trösten und Mut machen. Und er fand diesen Trost in einem Wort Martin Luthers: *Wir wollen die Traurigkeit zurücklassen, zusammen mit der inneren Unrastigkeit des Geistes von Karlstadt. Wir wollen jenen Kampf führen als solche, die quasi etwas Fremdes übernehmen. Es ist nämlich die Sache Gottes, die Sorge Gottes und der Sieg Gottes. Auch die Ehre*

Gottes. Er wird ohne uns kämpfen und ohne uns siegen. Wenn er uns aber dessen würdigt, uns als seine Waffen oder Handlanger zu gebrauchen, so wollen wir geneigt und gerne folgen. Dies schreibe ich, damit du dich und die anderen ermahnst, daß ihr nicht den Satan fürchtet noch, daß euer Herz verwirrt wäre. Wenn wir ungerecht sind, was wäre dann gerechter, als daß wir unterdrückt werden. Wenn wir aber gerecht sind und eine gerechte Sache vertreten, dann ist Gott auch gerecht, der unsere Gerechtigkeit wie die Mittagssonne hervor leuchten lassen wird. Es möge darum fallen, was fällt; stehen, was steht. Unsere Sache wird jedenfalls nicht verhandelt, denn wir suchen nicht das, was uns selber nützt.

Klaus Teschner, Düsseldorf



Ist die Aufgabe zu groß – sind die Kräfte zu klein?

Einwurf aus Ostdeutschland

Ich möchte Ihnen einfach erzählen, wie sich mir die Situation in den ostdeutschen Kirchen und insbesondere in der Pommerschen Kirche darstellt unter der Frage: Was heißt unter diesen Umständen Evangelisation? Dazu habe ich vier Punkte.

Zur Situation und ihrer Entstehung

Die Pommersche Kirche ist eine ehemals preußische Provinzialkirche im Nordosten Deutschlands. Sie besteht nur noch aus einem reichlichen Viertel ihres ehemaligen Gebietes. Der preußische Hintergrund mit der obrigkeitlichen Betonung findet hier noch ein wenig stärker Ausdruck als anderswo. Mir erscheint es als Elend der gesamten Situation überhaupt, nämlich: eine nur schmale Elite und darunter eine im Grunde genommen auf Führung angewiesene oder auf Führung verpflichtete, aber eben nicht auf Eigensteuerung und Eigenverantwortung vorbereitete große Zahl von Menschen. Die Pastorenkirche ist nur der kirchliche Ausdruck dieses Elends. Und für die Pommersche Kirche und die ostdeutschen Kirchen kommt etwas hinzu, was Jakob Burkhardt bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts in den „Historischen Fragmenten“ als das Problem der deutschen Landeskirchen überhaupt bezeichnet hat. Er sagt, sie sind als Staatskirchen entstanden, und diese Geschichte vermögen sie nicht abzuschütteln. Das geht so lange gut, wie die Überzeugungen und Interessen des Staates und der Kirche konform sind. Diese Kirche ist aber sofort in einer dubiosen Lage, wenn der Staat andere Ideologien und

Interessen favorisiert und verfolgt. Das haben die ostdeutschen Kirchen nicht nur in dem bösen Zwischenspiel der Nazis von 12 Jahren – von 1933 bis 1945 – erlebt, sondern in einer Zeit von insgesamt über 60 Jahren.

Was passiert, wenn sich die Überzeugungen der Oberschicht ändern und der Staat sogar antikirchliche Bestrebungen verfolgt? Dann geraten viele Menschen in furchtbare Verwirrungen, und für unsere ostdeutschen Kirchen hat das bedeutet: 70 bis 80 Prozent Schwund an Kirchenmitgliedern in den letzten 60 Jahren. In der Pommerschen Kirche sind die Zahlen so, daß in unserer größten Stadt Stralsund, mit rund 60.000 Einwohnern nur noch 7 Prozent der Bevölkerung einer christlichen Kirche angehören. Es gibt allerdings bei uns auch Dörfer, in denen 60 und mehr Prozent immer noch zur Kirche gehören. Statistisch gesehen sind aber nur noch 20 bis 25 Prozent der gesamten Bevölkerung Mitglied einer christlichen Kirche. Und diese Mitgliedschaft ist eben, was die Evangelische Landeskirche angeht, von der Art, daß sie ein bewußtes Subjekt ihres persönlichen Glaubens eher selten darstellt. Vielmehr ist sie darauf angewiesen, daß die Pfarrerschaft gleichsam stellvertretend ein Stück für sie glaubt, denkt, handelt und damit eine „Lokomotivfunktion“ übernimmt. Sind das freundliche „Lokomotivverhältnisse“, so sind die Mitglieder bereit, sich anzuschließen. Wenn aber nicht, dann eben nicht.

Nur 10 Prozent der pommerschen Gemeindeglieder sind bis zu 20 Jahren alt. Mehr als 50 Prozent hingegen sind 55 Jahre und älter. Bereits dies kennzeichnet die Probleme. Der äußere und innere Traditionsabbruch ist erheblich. Was die Finanzierung angeht: Jede Mark, die in der pommerschen Kirche ausgegeben wird, kommt zu zwei Dritteln nicht von eigenen Gemeindegliedern. Etwa ein Drittel kommt von den westdeutschen Kirchen; ein anderes Drittel kommt vom Bundesland Mecklenburg-Vorpommern über Staatsleistungen. Nur das letzte Drittel jeder Mark kommt aus dem eigenen Kirchengebiet. Da tickt eine Zeitbombe, denn wenn diese zwei Drittel der unsere finanzielle Kraft ausmachenden Stützsäulen irgendwo wegnicken,

dann folgt der Institutionszusammenbruch unserer Landeskirche. Das ist in der etwas besser gestellten Sächsischen Kirche nur unwesentlich anders. Sie hat etwas über 50 Prozent Fremdfinanzierung und arbeitet daraufhin, auf 40 Prozent zu kommen. Aber auch dies ist keine in sich stabile und aussichtsreiche Situation.

Dazu kommt, daß 1990 die deutsche Vereinigung, die ich uneingeschränkt und dankbar begrüße, für viele Menschen neben allen Annehmlichkeiten und Erleichterungen eine zusätzliche Schwierigkeit gebracht hat: Es gibt keine einheitliche offizielle Orientierung mehr. Der Staat führt nicht, sondern man merkt statt dessen: Wir leben in einer offenen Gesellschaft, in der der Kopf und die Sinne bis zum Exzeß emanzipiert und individualisiert sind. Menschen, die selber aus einer anderen Tradition kommen, erleben das mit einer gewissen Fassungslosigkeit; etwa die bis in den Bereich des Schamlosen gehende Emanzipation der Sinne.

Die Pfarrerschaft, von der sehr viel abhängt, ist heute selber in einer brenzligen Doppelbelastung. Zum einen muß man sagen: Auch wenn die Institution der Landeskirche im Osten nicht zusammengebrochen ist, so ist doch seit 1994/95 klar, daß die Gefahr des Zusammenbruchs besteht. Für die Pommersche Kirche nenne ich Ihnen einige Zahlen. Seit 1995 ist absehbar, daß wir wesentliche Abstriche machen müssen. Seit 1996 wurden diese Einschnitte nach und nach durchgeführt. Nach dem derzeitigen Stand sind etwa 30 Prozent der Pfarrstellen, 45 Prozent der Stellen in der Verwaltung und etwa 40 Prozent der übrigen Stellen der Mitarbeiterschaft, freilich mit entsprechenden Sozialplänen, weggefallen. Wir haben also eine personell und institutionell ausgedünnte Situation. Pfarrerrinnen und Pfarrer und die übrige Mitarbeiterschaft erleben dies als wachsenden Druck. Infolge vergrößerter Pfarrstellenbereiche und einer Vielzahl von Predigtstellen in einem sehr dünn besiedelten Gebiet mit teilweise dichtem Besatz von Kirchen und Kapellen ist eine flächendeckende pfarramtliche Versorgung der gewohnten Art nicht mehr aufrecht zu erhalten. Aus der sehr begrenzten Sicht einzelner Gemeinden hören wir dann: „Also,

was bei uns nicht stattfindet, das findet überhaupt nicht statt. Wir bewegen uns nicht. Wir sind hier zu Hause, und das ist unsere Kirche, und wenn in der nichts stattfindet, dann findet Kirche für uns eben überhaupt nicht statt.“

Soviel also zur Skizzierung des Hintergrundes, auf dem sich der Dienst heute vollzieht. Die Pfarrerschaft erlebt auf der anderen Seite: Das, worin sie stark war, nämlich bis zum Ende 1989 in der Darstellung einer gewissen Gegenobrigkeit zum Staat, das hat sie verloren. Denn jetzt sind sie eine solche „Obrigkeit“, nach der man sich richten kann und mag, nicht mehr. Jetzt gibt es nur noch die offene Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland mit dem Angebot unterschiedlichster Positionen. Die Pfarrerschaft ist kaum mehr in der Lage, sich demgegenüber intellektuell so zu behaupten, daß sie eine Überlegenheit des Durchschauens und der orientierenden Bewertung der Situation zur Geltung bringen könnte. Die Pfarrer fühlen sich eher wie Leute, die in einen Strudel geraten sind.

Die Kirchen in den ostdeutschen Ländern sind Kirchen im Übergang, wobei es nicht leicht möglich ist zu sagen, wohin die Reise geht. Insbesondere ist es nicht möglich zu sagen: Dort ist das Ufer, so weit ist die Entfernung – und das sind die zur Erreichung des Ufers nötigen Kräfte. Weil das so ist, darum sage ich: Wer unserer Kirche helfen will, der kann nicht damit anfangen, sich zuerst mit ihr und ihren Zuständen zu beschäftigen.

Die Selbstbeschäftigung bringt uns nicht voran

Wir sind nicht imstande, in Sachen des christlichen Glaubens unser eigener Arzt zu sein. Manches im biblischen Zeugnis spricht dafür, daß wir es auch gar nicht sein sollen. Denn wenn wir bei uns nachschauen, bei dem, was wir denken, erkennen, erklären und machen können, dann bleiben wir ja doch immer bei uns selbst und unseren Möglichkeiten bzw. Unmöglichkeiten. Für mich erhebt sich als erstes die Frage, ob wir nicht einen erheblichen Abstand zu dem, was unser Normalprogramm ist, brauchen, um überhaupt

zur Besinnung zu kommen. Dazu ermutige ich und sage vor allem immer wieder: „Seht darauf, daß das Laufen im Rad nicht alles wird!“ Das Laufen im Rad, die tägliche Routine bzw. Pflicht, ist in vieler Hinsicht unvermeidlich. Aber es darf nicht dahin führen, daß es darüber zur Betäubung kommt und wir in eine gewisse Form von Gefangenschaft hineingeraten. Wenn das Laufen im Rad sich ereignet, dann braucht man Zeit, in der man betet, sich besinnt, Abstand gewinnt, damit auch die Begrenztheit dessen, was da im Machbaren und Planbaren vor sich geht, deutlich wird. Unser Tun darf nicht bloß ein verzweifelter Anhang zu alledem werden, was da von anderen erwartet wird bzw. was wir uns selbst abverlangen.

Die Lösung liegt nicht bei dem, was in unseren Händen liegt, sondern in dem, was uns gegeben wird.

Ohne Gelassenheit, Abstand und Lassenkönnen verzerren sich die Perspektiven und das, was wir machen oder eben nicht machen, erscheint uns wichtiger, als es in Wahrheit ist. Etwas loslassen, aufgeben ist manchmal wichtiger, als das Bisherige fortzusetzen. Ich halte das unter unseren Umständen für nötig. Aktivismus ist keine Lösung. Den Schlüssel zur Befreiung fertigen wir nicht an. Ich möchte Ihnen einen Text zur Kenntnis bringen, der aus dem norddeutschen Bereich stammt. Er ist von Matthias Claudius. Im 6. Brief an Andres heißt es: *Es war einmal ein vornehmer und edler Mann, dessen Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen und in fremdem Lande in eine harte Gefangenschaft geraten waren. Er hielt es nicht aus, sie in solcher Not zu wissen und beschloß, sie zu befreien. Das Gefängnis war fest verwahrt und von inwendig verschlossen und niemand hatte den Schlüssel. Als der vornehme und edle Mann sich ihn nach vieler Zeit und Mühe zu verschaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße und reichte den Gefangenen den Schlüssel durchs Gitter, daß sie aufschlossen und mit ihm heimkehrten. Die aber setzten sich hin, den Schlüssel zu besehen und darüber zu ratschlagen. Es war ihnen*

gesagt, der Schlüssel sei zum Aufschließen und die Zeit sei kurz. Sie aber blieben dabei zu besehen und zu ratschlagen. Und einer fing an, an dem Schlüssel zu meistern und daran ab und zuzutun. Und als er nun so nicht mehr passen wollte, waren sie verlegen und wußten nicht, was sie mit ihm tun sollten. Die anderen aber hatten ihren Spott und sagten, der Schlüssel sei kein Schlüssel, und man brauche auch keinen.

So weit der Text von Matthias Claudius. Aus meiner Sicht kennzeichnet er jedenfalls unsere Situation ziemlich genau. Das will ich begründen. In dem ersten Abschnitt heißt es von dem vornehmen und edlen Mann: *Er hielt es nicht aus, sie in solcher Not zu wissen und beschloß, sie zu befreien.* Das ist eine Regung des Herzens; das ist keine Überlegung, kein Plan. Es ist nicht eine Strategie dahinter, sondern eine unwillkürliche, nicht zu unterdrückende Regung des Herzens. Das Herz Gottes verschafft sich den Schlüssel und liefert ihn bei denen ab, die ihn brauchen. Doch die gebrauchen ihren Kopf. Sie besehen den Schlüssel, sie ratschlagen darüber, ob das der richtige ist. Wird er das Schloß aufschließen? Wird das gehen? Kann das so gehen – oder muß es anders gehen? Muß man ihn so herum reinstecken oder andersherum? Aber sie begnügen sich nicht nur mit solchen Überlegungen. Sie verändern den Schlüssel. Das ist Besserwisseri. Das bittere Ende ist dann der Spott der einen und die diesen Spott noch überbietende Feststellung, man brauche ja auch eigentlich gar keinen Schlüssel.

Wie verhält sich unser Herz zu Gottes Herz, wie verhält sich unser Kopf zu Gottes Herz, die Besserwisseri zu dem, was uns gesagt ist? Stehen wir nicht in der Versuchung, zu verzweifeln Zynikern zu werden, weil wir uns einer übermächtigen Situation gegenüber sehen und uns nicht mehr anders erwehren können? Biblisch ist unsere Situation von den begrenzten und gefährlichen Wirkungen eines überwiegend intellektuellen, rationalen Herangehens an die Aufgabe der Verkündigung und der Evangelisierung am ehesten beschrieben in der Geschichte von Nikodemus im 3. Kapitel des Johannesevangeliums. Ich sage

von mir als einem Theologen und von den allermeisten Pfarrerrinnen und Pfarrern, die ich in unserer Kirche relativ gut kenne: Wir sind dem Nikodemus recht ähnlich. Ich lese den Text mit kleinen Zusätzen: *Einer der führenden jüdischen Männer war Nikodemus. Er gehörte zu den Pharisäern, den Kopfleuten. Eines Nachts kam er zu Jesus und sagte zu ihm: Wir wissen, daß Gott dich gesandt und dich als Lehrer bestätigt hat. Denn nur mit Gottes Hilfe kann jemand das vollbringen, was du tust. Jesus antwortete: Und ich sage dir: Nur wer von neuem geboren ist, wird Gottes neue Welt zu sehen bekommen. Nikodemus fragte nach: Wie kann ein erwachsener Mensch noch einmal geboren werden? Er kann doch nicht in den Leib seiner Mutter zurückkehren und ein zweites Mal auf die Welt kommen? Jesus sagte: Ich versichere dir: Nur wer von Wasser und Geist geboren wird, kann in Gottes neue Welt hineinkommen. Was Menschen zur Welt bringen, ist und bleibt menschlich. Geistliches aber kann nur vom Geist geboren werden. Wundere dich nicht, wenn ich dir sage: Ihr müßt alle von neuem geboren werden. Der Wind weht, wo es ihm gefällt. Du hörst ihn nur rauschen, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist es auch bei denen, die vom Geist geboren werden. Wie ist das möglich? fragte Nikodemus und Jesus antwortete: Du bist ein anerkannter Lehrer Israels und weißt das nicht? Ich will es dir ganz deutlich sagen: Wir sprechen über Dinge, die wir kennen und machen Aussagen über das, was wir sehen. Aber ihr seid nicht bereit, auf uns zu hören. Ihr glaubt ja nicht einmal, wenn ich zu euch über irdische Dinge rede. Wie werdet ihr mir glauben, wenn ich über das rede, was im Himmel ist. – Und dann setzt Johannes fort: Gott liebte die Menschen so sehr, daß er seinen einzigen Sohn hergab, damit jeder, der sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht zugrunde geht, sondern ewig lebt.*

In den beiden Texten von Matthias Claudius und der Nikodemus-Geschichte aus dem Johannesevangelium scheint mir unsere Situation im Osten Deutschlands ziemlich präzise beschrieben zu sein. Was heißt das? Bei der Frage: Wie kann uns denn geholfen werden? läßt sich das in einer ne-

gativen und zwei positiven Überlegungen ein wenig deutlicher erkennen. Zuerst die negative: Unsere natürliche und geistige Kraft, von der ich keinen Grund habe, schlecht zu denken, hat uns bislang nicht in den Stand versetzt, unsere Pommersche Kirche zu wecken. Was wir tun können, vollbringt diese Aufgabe nicht. Aber nun gleich ein erster positiver Gesichtspunkt dazu: Es finden auch bei uns Begegnungen mit Menschen statt, die bezeugen, daß sie durch Christus geweckt und errettet worden sind. In unserem Bereich wird über die Maßen getrunken, und es sind vor allem gerettete Trinker, die offen von ihren Erfahrungen erzählen. Das ist etwas sehr Überraschendes und Bewegendes in den Gruppen, in denen sie zusammenkommen. Man spürt: Die haben keine „wasserdichte“ Theologie; die haben auch keine Fähigkeit, in wohlgesetzten Worten von ihrem Glauben zu erzählen. Aber sie wissen, wovon sie reden, wenn sie sagen: „Gott hat mir in Christus geholfen!“ Sie gehören außerdem auf eine herzbelegende Weise zusammen. Sie kümmern sich umeinander.

Und noch eine weitere positive Überlegung. Nach meiner Einsicht macht die Schriftauslegung von Dietrich Boenhoeffer, besonders in den beiden Büchern „Nachfolge“ und „Gemeinsames Leben“, in einer Weise mit dem Zeugnis der Bibel ernst, von der ich zwar selber weit entfernt bin, aber diese Schriftauslegung ist von einer Art, daß ich den Eindruck habe: Dort ist ein Weg zum Neuwerden, wobei mir deutlich ist: Die teilweise strengen und scheinbar steilen Äußerungen in diesen beiden Büchern haben ihren Ursprung nicht in einer Gesetzlichkeit, sondern in der Überzeugung, daß es einzig der lebendige Jesus Christus ist, der und mit dem die Gemeinde wirbt.

Einige Empfehlungen

Ich glaube fest, daß uns nur zu helfen ist, wenn wir selber anfangen, aus der bestimmenden Gegenwart des lebendigen Christus zu leben. Und wenn dabei die erste Adresse das Herz ist, dann heißt dies auch: Pfarrer sein geht unter unseren Umständen nicht ohne Vorbild sein. Die Orientierungsfunktion der Pfarrerschaft hängt nicht nur, aber

auch mit ihrer Vorbildfunktion zusammen. Es ist allerdings ein bitteres Problem, daß insbesondere im Blick auf die Fülle zerbrechender Ehen und des menschlichen Umgangs miteinander die Vorbildfunktion der Pfarrerschaft oftmals nicht gut ist. Intellektuell – das kann man fast durchweg sagen – reichen nicht viele außerhalb und innerhalb der Gemeinden den Pfarrerinnen und Pfarrern das Wasser. Was jedoch die Qualität des Lebens und der Lebensvollzüge angeht, so ist das leider nicht so. Und das ist ein Problem.

Ein weiterer Gesichtspunkt. Die Kategorie des „Einzelnen“ ist keine christliche Kategorie. Man kann nicht allein Christ sein. Das heißt: Wir brauchen Zellen; Gemeinschaften, die in Offenheit und Kritik Christus mehr vertrauen als sich selbst. Daher haben wir versucht, solche Zellen in das Gebiet des Pommerschen Kirche zu bekommen. Die Pfarrkonvente sind bei uns so wie vermutlich überall: durchschnittlich, manchmal unausstehlich, manchmal erfreulich. So wie das eben mit uns Pfarrern ist, die wir ja doch alle kritisch überbegabt und zudem eigensinnig sind. Aber wir brauchen dringend Zellen gemeinschaftlichen Lebens. Das hat nichts mit „Kuhstallwärme“ oder Klebrigkeit zu tun, aber ohne solche Zellen wird es nicht gehen.

Drittens: Wir brauchen Beweglichkeit und Lernbereitschaft. Das ist etwas, was uns Deutschen sehr schwer fällt. Was wir nicht selber erfunden haben, kann eigentlich nicht gut sein. Dabei geht es ja nicht einfach darum, von anderen abzugucken, sie zu imitieren und dann zu sagen: „Jetzt hab ich den Dreh auch raus und mach das selbst“. Es geht um Veränderungsprozesse im Lernen, und darin haben wir viel Nachholbedarf. Lehrer und Pfarrer lernen selber am schwersten, weil sie so viel lehren. Gerade um ihres Amtes willen aber ist die Lernbereitschaft so nötig.

Schließlich will ich das Ganze noch einmal in wenigen Sätzen versuchen auf den Punkt zu bringen. In unserer Situation im Osten Deutschlands besteht kein Mangel an der Emanzipation des Denkens, des Kopfes, der Sinne und selbst der Sexualität. Das alles

ist bis zum Exzeß erfolgt. Aber die Korrektur der Auswüchse, die die gedankliche und sinnliche Emanzipation nach sich gezogen hat, erfolgt nicht als Selbstkorrektur. Ich bin der festen Überzeugung: Sie kann nur vom Herzen her erfolgen. Das Herz ist aus meiner Sicht der entscheidende Punkt, auf den sich die Evangelisierung richtet und dessen die Evangelisierung bedarf. Wenn es dort nicht stimmt, dann wird keine rhetorische und gedankliche Professionalität uns entschädigen und auch keine sinnliche und erlebnisorientierte Dichte. Wenn es dort nicht stimmt, dann nützt alles andere uns nicht.

Umgekehrt gilt, Gott sei Dank, im Blick auf die Geschichte der Kirche im Ganzen wie auch für unsere heutige Situation: Die Mängel gedanklich rationaler Argumentation und Darlegung, Planung und Tätigkeit können durch uns ausgeglichen werden. Ein Mangel an Sinnlichkeit und reifer Emotionalität ist jedoch bei einer vom Herzen her bestimmten und zu Herzen gehenden Evangelisation nicht hinnehmbar und zugleich nicht von uns selbst, sondern nur von Gottes Herz her ausgleichbar.

Eduard Berger, Greifswald



Während des Kongresses wurden an zwei Nachmittagen mehr als 15 Workshops angeboten, die auf die Praxis einer kontextuellen Evangelisation zielten. Es würde den Rahmen des vorliegenden Heftes sprengen, diese Workshops hier vollständig und umfassend zu dokumentieren. So haben wir uns auf einen Querschnitt beschränkt und dabei die unterschiedliche Präsentation der wesentlichen Inhalte dieser Workshops auch für die Veröffentlichung beibehalten.

WORKSHOPS

Thomasmesse

Auf dem Kongreß gab es als „lokales“ Angebot der Evangelischen Versöhnungs-Kirchengemeinde Iserlohn auch eine Thomasmesse außer der Reihe am Dienstagabend (21. 9. 99), die ansonsten immer am dritten Samstag im ungeraden Monat um 18 Uhr in der dortigen Obersten Stadtkirche gefeiert wird.

Dabei wurde das Kongreßthema aufgenommen: „Gottes Lust am Menschen“ und mit Hilfe einer Bildinterpretation von Chagall zum Hohen Lied der Liebe, einer Lesung in verteilten Rollen sowie einer Tanzinterpretation des Iserlohner Ballettförderzentrums unter Leitung von Miriam Glock dargestellt.

Neben dem so gestalteten thematischen Teil und der Form des Abendmahls mit vier runden Austeilungstischen (1 x Gemeinschaftskelch/ 3 x Einzelkelche), dem stimmungsvollen Rahmen mit viel Blumenschmuck und Kerzenlicht an vielen Stationen in der Kirche und in den Händen der Teilnehmenden sowie Chorgesang aus Taizé und Finnland nahm die sogenannte „Offene Zeit“ einen besonderen Raum ein, bei der über ca. 30 Minuten zahlreiche Stationen in der Kirche aufgesucht werden konnten (siehe Seite 44):

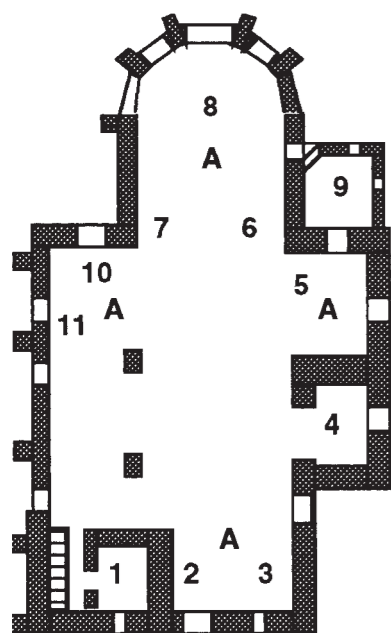
Die Wurzeln der Thomasmesse

Die Idee kommt aus Finnland. Dort wurde 1988 die erste Thomasmesse gefeiert. Der Name des Gottesdienstes stellt den Bezug zu dem zweifelnden Jünger Jesu, dem Thomas, her.

Der Pastor Olli Valtonen, zum damaligen Zeitpunkt Redakteur einer Tageszeitung, und Mikka Ruokanen, später Dogmatikprofessor an der Universität von Helsinki, stürten sich an der geringen Resonanz der Gottesdienste. Nur bescheidene zwei bis drei Prozent der überwiegend lutherischen Großstadtbevölkerung von Helsinki besuchten die sonntäglichen Gottesdienste. Darüber hinaus waren beide von dem Wunsch erfüllt, die Stadt zu evangelisieren. Kirchendistanzierten sollte der Zugang zu einer persönlichen Glaubenserfahrung ermöglicht werden.

Zusammen mit 30 Interessierten entwickelten sie eine neue Gottesdienstform, die Thomasmesse. Fünf wesentliche Punkte kristallisierten sich heraus: Der Gottesdienst sollte den Besuchern eine aktive Teilnahme ermöglichen, die musikalische Gestaltung, die persönliche Beichte, der Fürbittenteil sowie das Abendmahl wurden als weitere neu zu gestaltende Schwerpunkte herausgearbeitet. Später kam die Salbung als ein weiteres Element hinzu. Die Gottesdienstgestaltung ist offen für Veränderungen.

An der ersten Thomasmesse im April 1988 nahmen rund 800 Menschen teil. Seitdem kommen durchschnittlich 1.000 Besucher. Von diesen hatten viele den Kontakt zur Kirche völlig abgebrochen. Viele haben in der Thomasmesse eine Heimat und einen Ort zur eigenen Mitarbeit gefunden.



- 1 Lesung
- 2 Info-Wand
- 3 Gesprächsecke mit Tee und Saft
- 4 Klagemauer
- 5 Fürbitten aufschreiben
- 6 Kerzen anzünden
- 7 Kerzen anzünden
- 8 Segnen und Salben
- 9 Raum der Stille
- 10 Mitnehmertexte
- 11 Mutmach-Worte
- A Abendmahls-Orte

Die Idee der Thomasmesse ist ansteckend. Sie hat sich nicht nur in Finnland ausgebreitet. Seit 1992 wird diese Gottesdienstform auch an nunmehr über 30 Orten in Deutschland gefeiert.

Der Ablauf der Thomasmesse in Iserlohn

Eine kurze Beschreibung des Ablaufs der Thomasmesse, wie wir sie in Iserlohn feiern, soll Ihnen Möglichkeiten und Besonderheiten dieses Gottesdienstes näherbringen.

Für diesen Gottesdienst wird besonderer Wert auf eine auch äußere kreative Gestaltung unter anderem mit viel Kerzenlicht und zum Thema passendem Altar- und Raumschmuck gelegt.

Ankommen

Nachdem die Gemeinde schon im „Ansingens der Lieder“ sich auf den Gottesdienst vorbereitet hat, wird begleitet vom ersten Lied die Osterkerze („das Licht“) in die sonst dunkle Kirche hereingetragen, und alle Mitarbeitenden verteilen danach das Licht im Kirchenraum an die verschiedenen Orte (vergleiche „Offene Zeit“).

Ablegen

Nach der Begrüßung und Einführung sprechen zwei bis drei Mitarbeitende aus, was sie persönlich in der letzten Zeit/am Tag der Thomasmesse beschäftigt und auch bedrückt hat

und legen dies vor dem Altar, vor Christus ab.

Hören

Nach einigen neueren Kirchenliedern (zum Teil aus Taizé) gehen wir über zum Predigtteil, der bei uns sehr unterschiedlich gestaltet wird. Bisher gab es als Themen „Thomas“, „Zachäus“, „Innere Heilung“, „Unterwegs zwischen Angst und Vertrauen – Abraham“, „Wasserquellen“, „Wenn aus Tränen Perlen werden“, „Segen – (k)ein Geheimnis“ – „Der Weg ist das Ziel“ – „Vergeben – und wenn ich das nicht kann?“. Dieser Teil wird vom Pfarrer und/oder Mitarbeitenden übernommen.

Erfahren

Die Besonderheit der Thomasmesse liegt in dem anschließenden Teil, der „Offenen Zeit“. In einem Zeitraum von 20 bis 30 Minuten können die Besucher in der Kirche verschiedene Angebote wahrnehmen – dazu sind verschiedene Orte besonders gestaltet und geschmückt: Sie können im Predigtgespräch das Gehörte vertiefen oder auch sich im lockeren Gespräch bei Tee und Saft an Stehtischen begegnen. Sie können an der Klagemauer und in einem Gebetsbereich Gebete aufschreiben, sie in die Klagemauer stecken oder abgeben, damit sie im Gottesdienst in das Fürbittengebet aufgenommen werden oder später in einem Gebetskreis. Sie können im stillen Gedenken und im Gebet Kerzen anzünden oder die Zeit nutzen, um im „Bereich der Stille“ eigenen Gedanken und Empfindungen nachzugehen. Thematische Texte und biblische Mutmachworte zum Lesen und Mitnehmen lassen das Erfahrene nachklingen und nachwirken. In einem anderen Bereich können sich die Besucher segnen und salben lassen – eine Möglichkeit, im kurzen seelsorgerlichen Gespräch Kontakt zu finden und getröstet und gestärkt zu werden. Man kann natürlich auch nur durch die Kirche wandeln oder einfach sitzenbleiben und das Geschehen um einem herum auf sich wirken lassen. Begleitet wird die Offene Zeit durch unterschiedliche Instrumentalmusik.

Bitten

Nach einem von Chor und Gemeinde gesungenen Lied werden die aufge-

schriebenen Anliegen und Gebete in einem Fürbittengebet zusammengetragen und formuliert.

Schmecken

Es schließt sich der Abendmahlsteil an. An verschiedenen Altären in der Kirche wird zum Mahl geladen: die Einsetzung geschieht durch den Pfarrer, die Austeilung durch die Mitarbeitenden.

Wir geben die Möglichkeit, Einzelkelche oder den Gemeinschaftskelch zu empfangen

Gesandt werden

Mit einigen Liedern, Sendung und Irischem Segen beschließen wir die Thomasmesse, die viele unterschiedliche, auch kritische Menschen neu anspricht.

Informationen

erhalten Sie über Pfarrer Andres Michael Kuhn, Bömbergring 108, 58636 Iserlohn, Telefon: 023 71/2 40 70 E-Mail: amkuhn@home.centernet.de.

Informationen zur ökumenischen Thomasmessenarbeit in Köln

gibt es bei Pfarrer Gerold Vorländer, Bonhoeffer Straße 7, 51061 Köln Telefon: 02 21/66 22 32.

Literatur und Medien:

Bundesweite Vernetzungsstelle für die Thomasmesse ist das Gemeindegeldder VELKD, Berliner Str. 4-6, 29223 Celle (Telefon: 0 51 41/5 30 14; Fax 0 51 41/5 30 16). Es veranstaltet einmal jährlich eine Infotagung an einem Ort, wo Thomasmessen durchgeführt werden.

Im Asaph-Verlag Lüdenscheid (Telefon: 0 23 51/9 69 30) ist eine CD (Nr. 6910005) sowie ein Liederheft mit Tanzschritten (Buch 147553) zur Thomasmesse erhältlich, aus Finnland ins Deutsche übertragen: „Geh den Weg nicht allein“. Diese Lieder sind traumhaft schön und neben den Taizé-Liedern für die Thomasmesse sehr zu empfehlen!

Andres Michael Kuhn,
Iserlohn

Klartext im Kontext

Elementar, präzise und situationsgemäß vom Glauben reden

Einleitung

Drei Zitate von Erfahrungen, die die Bedeutung des Themas unterstreichen:

„Ich arbeite nun schon über 10 Jahre aktiv in der Gemeinde mit. Aber wie man heute Christ werden kann: Zu diesem Thema habe ich in unserer Gemeinde noch nie etwas gehört. Offenbar hält man es für selbstverständlich, was aber längst nicht selbstverständlich ist.“

„Ich bemühe mich, den Predigten unseres Pfarrers zu folgen, aber es gelingt mir meistens nicht. Ich vermissen den Brückenschlag zwischen den theologischen Gedankengängen und unserer Lebenswirklichkeit.“

„Was ich da in Andachten und Predigten zu hören kriege, erscheint mir oft so seicht bzw. banal. Daß wir nett zueinander sein sollen und uns dafür einsetzen sollen, daß die Welt nicht den Bach 'runter geht – das kann's doch nicht sein, was das Einzige-artige des christlichen Glaubens ausmacht.“

Aufgabe an die Workshop-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer:

Bitte versuchen Sie einmal so knapp wie möglich, die Essentials des christlichen Glaubens zu formulieren: Was ist der elementare beziehungsweise zentrale Inhalt der christlichen Botschaft? Versuchen Sie es mit maximal vier Sätzen in höchstens acht Zeilen.

Anschließend Austausch in Dreiergruppen: Verständigung über einen gemeinsamen Text, der dann der Gesamtgruppe vorgetragen wird.

Elementarisierung

Für Paulus läßt sich das Evangelium elementarisieren, indem er „das Wort vom Kreuz“ (1.Kor.1,18) in die Mitte rückt. Die Reformatoren haben daran angeknüpft, indem sie die Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnaden durch den Glauben zum zentralen Glaubensartikel erhoben haben.

Es hat den Anschein, als ob immer häufiger Verkündiger mit dieser „Mitte“ ihre Schwierigkeiten haben, u.a. mit folgender Begründung:

◆ Die Rechtfertigungsbotschaft gibt Antwort auf die Frage nach dem gnädigen Gott. Doch diese Frage bewegt heute kaum einen Menschen. Es ist eher die Frage nach dem gelingenden Leben.

◆ Die Rechtfertigungsbotschaft ist in juristische Kategorien gekleidet, zu denen Menschen heute nur schwer Zugang haben. Dasselbe gilt für die mit dem Kreuzestod Jesu verbundene Opfer-Symbolik.

◆ Das Kreuz Christi als Zeichen der dem Menschen zuvorkommenden Gnade (sola gratia) widerstreitet nicht nur der Lebenserfahrung der meisten Menschen, wonach vor allem die Leistung zählt und nicht die Gnade. Viele empfinden darüber hinaus Gnade als etwas, auf daß man keinesfalls angewiesen sein möchte. Gnade bringt Abhängigkeit und Angewiesensein zum Ausdruck.

Was folgert aus solchen Einwänden?

Meines Erachtens wäre es fatal, sich von solchen Einwänden zu sehr beeindrucken zu lassen und die Rechtfertigungsbotschaft als zeitgebundene beziehungsweise überholte Elementarisierung des Evangeliums beiseite zu schieben und durch andere Inhalte zu ersetzen. „Das Wort vom Kreuz“ muß übersetzt werden in unseren Kontext. Dabei bleibt festzuhalten:

1. Der Mensch bleibt auch in der Trennung von Gott sein geliebtes Geschöpf, um dessen Vertrauen Gott leidenschaftlich wirbt.

2. Leben, Leiden, Sterben und Auf-
erstehen Jesus sind Gottes entschei-
dende, unüberbietbare Liebesaktion,
das Vertrauen seiner Geschöpfe zu-
rückzugewinnen, damit sie in versöhnter
Beziehung zu ihm und anderen
Menschen ihr Leben gestalten.

3. Wo Menschen auf Gottes Liebes-
erklärung mit ihrem Vertrauen ant-
worten, entsteht eine neue Beziehung,
die über den Tod hinaus Bestand hat.

*Zum unverzichtbar Elementaren der
christlichen Botschaft gehört, den
Menschen auf seine persönliche Be-
ziehung zu Gott anzusprechen, sein
Mißtrauen beziehungsweise Desinter-
esse Gott gegenüber als schuldhaftes
Verhalten aufzudecken und ihn einzu-
laden, durch Jesus seine Beziehung zu
Gott heilen zu lassen. Dies geschieht
am besten im Rahmen einer christ-
lichen Gemeinschaft, die sich gemein-
sam auf den Weg der Nachfolge Jesu
Christi einläßt.*

Präzisierung

Das Evangelium zu elementarisieren
bedeutet nicht: Platt oder banal vom
Glauben zu reden. Zwar stehen Ver-
kündiger meistens eher in der Versu-
chung, das Evangelium zu problemati-
sieren beziehungsweise zu komplizie-
ren als es – wie es geboten ist – zu
elementarisieren. Doch gibt es auch
die Gefahr, in der Verkündigung ober-
flächlich und seicht zu werden. Zur
Präzisierung des Evangeliums gehört
unter anderem, daß die sachgemäße
Differenziertheit und Komplexität
biblischer Aussagen nicht auf einlinige
beziehungsweise einseitige Aussagen
reduziert werden dürfen. *Unpräzise ist
eine Verkündigung, die den Zuspruch
Gottes ohne seinen Anspruch, die Gna-
de ohne das Gericht, den Glauben
ohne Werke, das Evangelium ohne das
Gesetz verkündet.* Bekanntlich hat Die-
trich Bonhoeffer diese Art von
Verkündigung als „billige Gnade“
entlarvt.

*Präzise von Glauben reden bedeutet
unter anderem*

1. ...von Gott beziehungsweise Jesus
Christus als souverän im Gegenüber
zum Menschen handelndes Subjekt zu

reden. Wo der Verkündiger nichts
mehr von der „Vertikalen“ weiß, unter-
liegt seine Verkündigung einer auffal-
lenden „Horizontalisierung“ (Manfred
Seitz).

2. ...auch die „dunklen Seiten Gottes“
(den „Deus absconditus“) nicht aus
der Verkündigung auszuklammern.
Gott ist nicht nur der liebe Gott, son-
dern nach dem Zeugnis der Bibel auch
der rächende, richtende und strafende
Gott, den wir oft nicht verstehen.

3. ...neben der Schönheit und Freude
des Glaubens die Kosten der Nach-
folge Christi nicht zu unterschlagen.
Nachfolge schließt Bereitschaft zum
Leiden um Christi willen ein. „Es gibt
keine Ferien vom Kreuz“ (Hans Joa-
chim Iwand).

4. ...die Freude an der künftigen
Herrlichkeit zu wecken, ohne des-
wegen die Gegenwart abzuwerten.
Zwar ist in Jesus der Himmel auf die
Erde gekommen – aber deswegen habe
wir Christen nicht jetzt schon den
Himmel auf Erden. Nüchterne Ver-
kündigung nimmt den eschatologi-
schen Vorbehalt ernst: Wir leben in
der Spannung von „Schon jetzt – und
noch nicht.“

5. ...Aporien auszuhalten, ohne zum
Beispiel offene Fragen, Widersprüche
oder Spannungen in den biblischen
Aussagen glattzubügeln. Dazu gehört
etwa die Frage nach den Ursachen per-
sönlichen Leids oder dem Verständnis
göttlicher Erwählung beziehungsweise
Verwerfung. Erst im Licht der Ewigkeit
werden manche Geheimnisse enträtselt
und offene Fragen geklärt werden.

Situationsgemäßheit

Wir fragen nach dem Kontext, in dem
wir heute über den Glauben reden und
den wir zu beachten haben. Der Text
der „theologischen Plattform“ be-
schreibt unter „Konkretionen“ Kenn-
zeichen der Postmoderne, die für die
Evangelisation in der Gegenwart zu
berücksichtigen sind. Dazu zählen:

◆ Der Verlust des Monopols der
christlichen Kirchen auf religiöse
Sinnstiftung – und damit verbunden
der wachsende Konkurrenzdruck eines

„religiösen Supermarkts“ (Pluralis-
mus).

◆ Die Pluralisierung der religiösen
Angebote führt zu einer gegenseitigen
Neutralisierung und Relativierung.
Eindeutige und unbedingt gültige
Glaubensbekenntnisse sind heute
verpönt. (Patchwork-Religiösität).

◆ Der exzessive Individualismus er-
schwert jeden Dialog und führt häufig
zum Stillstand jeder Kommunikation
über Glaubensfragen.

◆ In der Konsum- und Erlebnisgesell-
schaft werden alle Angebote unter dem
Gesichtspunkt von Vorteil und Nutzen
beurteilt: Was bringt es mir? Was habe
ich davon?

*Aufgabe an die Workshop-
Teilnehmerinnen und Teilnehmer:
Ist mit den genannten Kennzeichen
Ihrer Meinung nach der von uns Ver-
kündigern zu beachtende Kontext
schon hinreichend charakterisiert?
Oder möchten Sie noch weitere Kenn-
zeichen hinzufügen, die Ihnen für un-
sere Zeit charakteristisch erscheinen?
Welche Herausforderungen liegen für
die christliche Verkündigung in der
Postmoderne? Wie können wir ihnen
situationsgemäß begegnen?
Zunächst Austausch in Dreier-Grup-
pen; anschließend Rundgespräch im
Plenum.*

Verkündigung unter den Bedingungen der Postmoderne

Dazu fünf Thesen zum Schluß:

1. Wir haben den Menschen unserer
Tage das Evangelium als „öffentliche
Wahrheit“ (public truth, so L. New-
biggin) zu bezeugen, die alle angeht.

2. Gerade angesichts eines starken
Trends zum Synkretismus haben wir
das Evangelium in seiner entscheiden-
den und von anderen religiösen Bot-
schaften unterschiedenen Andersartig-
keit zu verkünden.

3. Um der Glaubwürdigkeit unserer
missionarischen Verkündigung willen
verzichten wir auf jede Selbstbehauptung
so wie auf alle fundamentalisti-

schen Begründungsversuche für die
Wahrheit des christlichen Glaubens.

4. Wir verkündigen das Evangelium als
Botschaft der Befreiung, die den Men-
schen, der sich mit seinem überhöhten
Autonomieanspruch selbst überfordert,
aus seiner Selbstverkrümmung befreit
und eine Gemeinschaft stiftet, die zu
einem gelingendem Leben hilft.

5. In der Postmoderne spricht die Le-
bensgestaltung der Christen, wie der
christlichen Gemeinde, mehr als alle
Worte zu tun vermöchten. Wie die
ersten Christen, so werden wir in einer
multikulturellen und multireligiösen
Gesellschaft zu einem „Brief Christi.“

„Wir Christen sind die Bibel, die die
Menschen unserer Tage zuallererst
lesen, um Gott auf die Spur zu kom-
men.“

Klaus Jürgen Diehl, Dortmund

Kirche auf dem Markt

Thesen zum spirituellen Gemeindemanagement

Machen Sie sich bitte klar, daß ein
Unternehmen am Markt in der Regel
nicht um seiner selbst willen gebraucht
wird.

*Jedes Unternehmen muß sich seinen
Markt und damit seine Daseinsberech-
nung selbst schaffen!*

*Auch die evangelische Kirche wird am
Markt der Sinnanbieter nicht ge-
braucht.* Sie muß sich ihren Markt –
wie zu urchristlichen Zeiten – selbst
schaffen! Das wissen die der Kirche
angegliederten Institutionen schon
lange:
Die diakonischen Werke strukturieren
sich als gemeinnützige GmbHs!
Die evangelischen Darlehnsgeossen-
schaften und Versicherungen wie
Bruderhilfe und Familienfürsorge neh-
men zunehmend normale Kunden auf.
Und auch bei der Kirchlichen Zusatz-
versorgungskasse bekommt man leicht
Immobilienkredit!

Notwendigkeiten für eine Kirche auf dem Markt der Sinnanbieter

Die Zeit der Monopole ist vorbei.

Es gibt keine gesellschaftlichen Instan-
zen mehr, die uneingeschränkte Macht
und die Legitimation besäßen, diese
auszuüben.

Waren es im frühen europäischen Mit-
telalter noch Kaiser und Papst, die um
die Durchsetzung ihrer Interessen mit-
einander die Kräfte maßen, wechselte
diese Polarität seit der Reformation zu
Staat und Kirche, Fürstentümern und
Konfessionen. Schließlich kam mit der
Französischen Revolution die Macht
des Volkes und mit der beginnenden

Industrialisierung die Macht der Wirt-
schaft hinzu. Im zwanzigsten Jahrhun-
dert wurde die Machtfrage zunehmend
diffuser. Es ist keine Frage, daß heute
die Medien oder das Geld maßgebliche
Machtfaktoren sind. Doch sie alle:
Kirche oder Religion, Politik, Wirt-
schaft, Medien, Recht und Kultur ha-
ben kein Monopol mehr. Nicht einmal
das Geld regiert, – Gott sei Dank –
uneingeschränkt in unseren westlichen
Zivilgesellschaften.

Denn alle diese Funktionssysteme
befinden sich – ob sie es wollen oder
nicht – auf dem Markt (Beispiel:
Wahlen). Die gesellschaftlichen Funk-
tionssysteme ringen und konkurrieren,
sie kommunizieren oder ergänzen sich,
um Kunden, Mitglieder, Abonnenten
und Interessenten zu gewinnen oder
deren Bedürfnissen gerecht zu werden.
Und dies geschieht in allen möglichen
Lebensbereichen von der Freizeit,
über Sexualität hin zu Konsum oder
auch Glauben und politischer Über-
zeugung.

Kirche befindet sich auf dem Markt.

Und sie ist dort eine von vielen Sinn-
anbieterinnen, eine von vielen Mög-
lichkeiten. Ihr bleibt nur der verwirrte
Rückzug in ihr denkmalgeschütztes
Haus der Traditionen und die Pflege
ihres Friedhofsgartens. Oder sie muß
in der Welt, und das heißt, auf dem
Markt bestehen, sonst hat sie keinen
Bestand.

Biblisch-theologische Notwendigkeiten für die Kirche auf dem Markt

Jesaja 55,1-3

**Gott wirbt als Marktschreier um
Kunden für sein kostenloses Pro-
dukt**

*1 Wohlan, alle, die ihr durstig seid,
kommt her zum Wasser! Und die ihr
kein Geld habt, kommt her, kauft und
eßt! Kommt her und kauft ohne Geld
und umsonst Wein und Milch!*

*2 Warum zählt ihr Geld dar für das,
was kein Brot ist, und sauren Verdienst
für das, was nicht satt macht? Hört
doch auf mich, so werdet ihr Gutes
essen und euch am Köstlichen laben.*

3 *Neigt eure Ohren her und kommt her zu mir! Höret, so werdet ihr leben! Ich will mit euch einen ewigen Bund schließen, euch die beständigen Gnaden Davids zu geben.*

Gott stellt sich als Marktschreier der Konkurrenz und reagiert auf die Marktsituation.

Kirche kann dabei verschiedenehaltungen zur Vermittlung ihres Angebots einnehmen und riskiert dabei verschiedene Metamorphosen:

a) Wir liefern, was Sie brauchen (und verändern uns dabei bedarfsgerecht bis zur Unkenntlichkeit).

b) Wir führen zwar nichts von dem, was Sie sich wünschen, aber alles, was Sie in Wahrheit brauchen (und fordern deshalb Anpassung an unser parochial-pastorales Angebot bis zur volkskirchlichen Profillosigkeit).

c) Wir haben das anzubieten, was Sie brauchen. Aber es ist Gottes Angebot, daß uns und Sie gemeinsam verwandelt zu dem, was gut für uns ist.

Apostelgeschichte 17 Paulus geht auf den Markt in Athen:

17 *Und er redete zu den Juden und den Gottesfürchtigen in der Synagoge und täglich auf dem Markt zu denen, die sich einfanden.*

23 *Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt.*

24 *Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind.*

25 *Auch läßt er sich nicht von Menschenhänden dienen, wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt.*

26 *Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt,*

wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen,

27 *damit sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns.*

28 *Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts.*

Paulus geht nicht nur auf den Markt der antiken Möglichkeiten. Er spricht auch noch die Sprache seiner philosophisch geschulten Zuhörer und sucht Anknüpfungspunkte in ihrer gewohnten Lebenswelt und Religiosität. Er betreibt sehr deutlich kontextuelle Evangelisation.

Nicht Gott hat die Verehrung des Marktes nötig, sondern die Menschen auf dem Markt brauchen Gott not-wendig.

1 Korinther 9,18-24 Es lohnt sich, mit einem guten Produkt, das zu den Kunden paßt, auf den Markt zu gehen.

18 *Was ist denn nun mein Lohn? Daß ich das Evangelium predige ohne Entgelt und von meinem Recht am Evangelium nicht Gebrauch mache.*

19 *Denn obwohl ich frei bin von jedermann, habe ich doch mich selbst jedermann zum Knecht gemacht, damit ich möglichst viele gewinne.*

20 *Den Juden bin ich wie ein Jude geworden, damit ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich wie einer unter dem Gesetz geworden – obwohl ich selbst nicht unter dem Gesetz bin –, damit ich die, die unter dem Gesetz sind, gewinne.*

21 *Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich wie einer ohne Gesetz geworden – obwohl ich doch nicht ohne Gesetz bin vor Gott, sondern bin in dem Gesetz Christi –, damit ich die, die ohne Gesetz sind, gewinne.*

22 *Den Schwachen bin ich ein Schwacher geworden, damit ich die Schwachen gewinne. Ich bin allen*

alles geworden, damit ich auf alle Weise einige rette.

23 *Alles aber tue ich um des Evangeliums willen, um an ihm teilzuhaben.*

24 *Wißt ihr nicht, daß die, die in der Kampfbahn laufen, die laufen alle, aber einer empfängt den Siegespreis? Lauft so, daß ihr ihn erlangt.*

◆ Unser Lohn ist die kostenlose Predigt des Evangeliums.

◆ Deshalb den Juden ein Jude, ... den Schwachen ein Schwacher werden.

◆ Alles um des Evangeliums willen.

◆ Lauft der Konkurrenz davon, um den Preis zu gewinnen!

Wenn wir die Bibel ernstnehmen, dann haben wir nicht die Wahl, uns vom Markt der Sinnanbieter und Non-Profit-Organisationen zurückzuziehen. Wir müssen vielmehr offensiv und professionell die Sprache, die Techniken, die Analyse und die Instrumente der Wirtschaft des Marktes lernen und beherrschen.

Was ist Marketing?

Definition des Marketings (frei nach Prof. Dr. Dr. H. Meffert): Planung, Koordination und Kontrolle aller auf die aktuellen und potentiellen Betätigungsfelder ausgerichteten Organisationsaktivitäten mit dem Zweck einer dauerhaften Befriedigung der Adressatenbedürfnisse einerseits und der Erfüllung der Organisationsziele andererseits.

An dieser Stelle möchte ich nur darauf hinweisen, daß Marketing damit ein sehr planvolles Handeln erfordert, bei dem man natürlich die Bedürfnisse der Adressaten – die man erst einmal kennen muß – im Auge hat.

Gleichzeitig läßt man aber auch die eigenen Organisationsziele nicht aus den Augen. Demnach ist Marketing also nicht opportunistisches nach dem Munde reden, sondern strategisches Handeln – zur Erreichung der eigenen Ziele! Auch von Kirchen- und Missionszielen!

Theologische Zulässigkeit und Nutzbarkeit des Marketing

Die Kritiker des Marketings in der Theologie sind sich einig: Hier wird der Bock zum Gärtner gemacht. Wir verkaufen unser Ureigenstes, das Evangelium, an den Meistbietenden. Kirche muß sich aber von der Welt unterscheiden. In ihr gelten andere Gesetze und Maßstäbe als in der Wirtschaft. Ein Marktdenken, das sich auf Mitgliederzahlen und Produktabsatz bezieht, ist der Triumph des Nichtigen, ja es ist für die Kirche Sünde. Wir fallen so zurück in den gewinnorientierten Ablaßhandel des Mittelalters.

Diese Kritik ist ernstzunehmen. Es gibt auch so etwas wie eine marktorientierte Kirchlichkeit, die vor lauter Marktconformität Glauben und Theologie marginalisiert.

Aber: Die betriebswirtschaftlichen Methoden der Gewinnsteigerung von Profitorganisationen kann schon rein betriebswirtschaftswissenschaftlich gesehen nicht sauber auf die Organisation Kirche angewandt werden. Hier bedarf es vor der neutral zu führenden Methodendiskussion einer profiliert geführten Identitäts- und Zieldiskussion.

Seins- und Zielbestimmung der Kirche

Wer sind wir? – Was ist unser Auftrag?

Nur wenn wir wissen, wer wir sind und was wir sollen und wollen, können wir über Methoden zur Umsetzung unserer Ziele diskutieren. Auch das lehrt uns das Marketing.

Als Kirche gehören wir zum Leib Jesu Christi, wir partizipieren trotz aller Zweifel und Ängste an seinen Verheißungen ebenso wie an seiner Beauftragung:

Matthäus 28,17-20

17 *Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; einige aber zweifelten.*

18 *Und Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.*

19 *Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes*

20 *und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.*

Marketing kann den Jüngerinnen und Jüngern helfen, ihren Auftrag zu erfüllen. Es ist eine neutrale Methode, die helfen kann, Werte und Sinn zu transportieren. Wenn die Ziele klar sind, kann sie genau so für die Theologie funktionalisiert werden wie zum Teil seit Jahrhunderten Philosophie, Sprach-, Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften, Rhetorik, Psychologie.

Vorstellung des Projekts „spirituelles Gemeindemanagement“

Beim spirituellen Gemeindemanagement versuchen wir, beides miteinander zu verbinden und zu trainieren:

◆ persönliche und geschwisterlich erlebte Spiritualität und theologische Kompetenz einerseits,

◆ und das Know-How und die Anwendung von Marketing andererseits.

Wir nehmen unserer vorgegebene Seins- und Zielbestimmung als Kirche ernst, indem wir auf die Verheißungen Gottes für seine Gemeinde vertrauen und alles tun, um ihrer Umsetzung nicht im Wege zu stehen.

Hieraus hat sich folgendes Fortbildungskonzept für Pfarrerrinnen und Pfarrer ergeben:

Orientierungstag – Was ist spirituelles Gemeindemanagement?

Erste Woche: Visionen ermöglichen und mitteilen
Vision – Lage – Ziel

◆ **Visionen** in der Bibel entdecken
◆ **Basics** in praktischer Theologie: Gemeindeaufbau unter spätvolkskirchlichen Bedingungen
◆ Was bedeutet **Marketing-Orientierung** der Gemeindarbeit?
◆ **Gemeindeaufbau** und **Gemeindeleitbild**
◆ Einfache Methoden der **Gemeindeanalyse**
◆ Einführung in Moderations- und Visualisierungstechniken

Zweite Woche: Gemeindeaufbau unter Marktbedingungen
Analyse – Konkurrenz – Chance
Strategische Ansätze zur Gemeinde-Planung

◆ **Biblische Perspektiven** für die Gemeinde auf dem Markt
◆ Drei **Voraussetzungen** der Zielerreichung: Strategie Struktur, Kultur
◆ Was bedeuten **Marketingstrukturen** für die Gemeindarbeit, wenn sie als bedingter, langfristiger globaler

Verhaltensplan zur Erreichung der Gemeinde- und Marketing-Ziele definiert werden?

- ◆ Instrumente zur **Strategiefindung**: Portfolio-Methode, Gap-Analyse und andere Hilfsmittel
- ◆ **Segmentierung** hilft uns weiter: Ansätze zur undifferenzierten, differenzierten und konzentrierten Gemeindearbeit
- ◆ **Grundstrategien** aus der Fähigkeits-/Willigkeitsmatrix ableiten und ausarbeiten
- ◆ Strategisch – operativ – taktisch: **Planungshorizonte** bestimmen die Planungsmethode
- ◆ Gemeindearbeit ganz anders gestalten: Kreativtechniken und Methoden für **innovative Prozesse**
- ◆ **Planungsmittel** für das **Projekt-Management**: Balkendiagramme, Storieboards, gerichtete Graphen
- ◆ **Perspektiventwicklung**: Verheißungsorientiert – geistgeführt

Dritte Woche:

Ora et labora – Gemeindearbeit als Marketing-Mix
Aktionsgrundlagen der Marketing-Entscheidungen

- ◆ Gebet als Erschließung von Ressourcen
- ◆ Zeitplanung und innere Prioritätensetzung
- ◆ Einführung in das Denken im Marketing-Mix
- ◆ Die 7 Ps des Dienstleistungs-Marketings: Promotion/Place/Product/Price/Process/Personal/Physical
- ◆ Das klassische Marketing-Mix: Angebots-Mix/Gegenleistungs-Mix/Verteilungs-Mix/Kommunikations-Mix
- ◆ Integrierte Planung des Marketing als funktionspezifische Koordination
- ◆ Projektmanagement

Vierte Woche:

Management in der Gemeinde als Leib Christi

- ◆ Seelsorglicher Umgang mit Mitarbeitenden
- ◆ Gaben entdecken und Dienste aufteilen
- ◆ Strategien zur Konfliktbearbeitung in der Bibel
- ◆ Planung und Controlling

- ◆ Management-Techniken und Prinzipien
- ◆ Fund-Raising
- ◆ Führungsmethoden und Teamwork: Geschwisterlichkeit gegen Pfarrerzentrierung
- ◆ Pfarrer- und Pfarrerrinnenrolle

Abschlusskolloquium

Bei erfolgreicher Teilnahme am ganzen Kurs wird ein Zertifikat ausgestellt.

Standards für spirituelles Gemeindegement

Kommunikative Kompetenz:

Techniken der Gemeinde-Analyse, der Visualisierung und des Transfers von theologischen Erkenntnissen werden beherrscht.

Planungsmittel für Projekt-Management können angewandt werden.

Erkenntnisse aus Marktforschung und Theologie können verständlich gemacht werden.

Spirituelle Kompetenz:

Eigene Visionen sind bekannt und können benannt werden.

Persönliche Frömmigkeit steht in Verbindung mit operationalisierbaren Strategien für die Gemeindearbeit.

Geistorientiertheit und Perspektiven für den Gemeindeaufbau sind vorhanden.

Kybernetische Kompetenz:

Führungsmethoden sind bekannt und werden beherrscht.

Teamfähigkeit

Reflexion der eigenen Rolle und des Verhältnisses zur Kirche

Vorstellung

Ich, Peter Böhlemann, bin Dozent am Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der EKvW zuständig für Pastoralkollegs und die Ausbildung von Laienpredigerinnen und Laienpredigern. Ich mache Musik und schreibe Texte für die christliche Band Nathanael. Wir haben schon auf so mancher klassischen Evangelisation gespielt.

Was mich ärgert ...

Wenn Musik, Sprache und Inhalt von Evangelisation mit der angesprochenen Zielgruppe nichts zu tun haben.

Deshalb habe ich angefangen zu predigen und bin dann Pfarrer geworden.

Was mich freut ...

Wenn Menschen sich durch das Evangelium bewegen lassen, weil es ihnen in ihrer Musik und Sprache begegnet und sie selber ernst nimmt.

Ich, Klaus-Martin Strunk, bin Diplomkaufmann mit dem Studienschwerpunkt Marketing und arbeite heute als Prokurist in der Geschäftsleitung der Leithäuser GmbH & Co. für die Marke Benvenuto als Marketing-Koordinator.

Vor dieser Stelle habe ich bis vor sieben Jahren in der Geschäftsführung der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal gearbeitet und bin dort seinerzeit „vor die administrative Pumpe“ des kirchlichen Verwaltungsapparates gelaufen, wie ich das gerne formuliere!

Heute arbeite ich unter anderem ehrenamtlich

- ◆ im Presbyterium unsere Gemeinde in Hamm-Werries mit,
- ◆ habe das „Maximale“ als erstes christliches Familienfestival in der EkVW mit initiiert und
- ◆ halte im Rahmen des spirituellen Gemeinde-Managements die Vorträge aus betriebswirtschaftlicher Sicht.

Was mich bewegt:

Ich sah mich als Abiturient vor die Berufsalternative gestellt, Pfarrer oder Manager werden zu wollen.

Wie Sie eben gehört haben, bin ich Manager geworden.

Mich ärgert, dass

sich die Kollegen meiner Marketing-Zunft unendlich viele originelle und intelligente Gedanken für die Vermarktung irgendwelcher Produkte machen.

Nur wir als Kirche – die wir doch das höchste Gut, das Evangelium, den Menschen anzubieten haben, – meinen, uns in dieser postmodernen Zeit den oft beschriebenen Dilettantismus leisten zu können.

*Klaus Martin Strunk, Hamm
Peter Böhlemann, Villigst*

Von der Volkskirche zur mündigen Gemeinde

Selbstbewußte Gemeinden entwickeln: Erfahrungen aus den USA – Veränderungen in Deutschland

Einleitung

Ziel des Workshops war es, Erfahrungen aus amerikanischen, denominational organisierten Gemeinden der ELCA (Evangelical Lutheran Church of America) und der UCC (United Church of Christ) Pfarrerinnen und Pfarrern aus deutschen volkskirchlichen Gemeinden als Hilfen für die eigene Gemeindeentwicklung anzubieten.

Leitbegriff für die Auswahl der im Workshop angebotenen Erfahrungen war der Begriff der Mündigkeit. Die Entscheidung, gerade diesen Begriff zum Leitbegriff zu erheben, war ekklesiologischer Art: Hinter ihr steht die Auffassung, daß die Qualität einer Kirchenstruktur sich unter anderem daran bestimmen läßt, ob es ihr gelingt, möglichst vielen Menschen möglichst viele Gelegenheiten zur Verfügung zu stellen, in ihrem Glauben mündig und erwachsen zu werden – also Verantwortung übernehmen zu können für das, was sie glauben, und dafür, wie sie ihrem Glauben zufolge ihr Leben gestalten.

Von dieser Zielstellung und den in ihr implizierten Grundentscheidungen her ergaben sich die im Workshop zu vollziehenden und nun hier nachzuzeichnenden Schritte:

An erster Stelle soll versucht werden, wesentliche Unterschiede zwischen den beiden Kirchenstrukturen (denominational – volkskirchlich) auf einen Begriff zu bringen. Denn nur ein klares Bewußtsein über die Unterschiedlichkeit der Kirchenstrukturen erlaubt eine sachgerechte Einordnung der angebotenen „amerikanischen Erfahrungen“

in einen deutschen Kontext. Deshalb folgt erst an zweiter Stelle eine Auflistung von Erfahrungen, die nach unserer Ansicht volkskirchlichen Gemeinden helfen können, Schritte auf dem Weg zu größerer Mündigkeit zu gehen.

Amerikanisch-denominational oder deutsch-volkskirchlich – was ist denn da der Unterschied?

Geht man dieser Frage nach, so kommt sehr schnell ein kaum zu entwirrendes Konglomerat aus strukturell, kulturell, religiös und politisch-gesellschaftlich bedingten Unterschieden zwischen den beiden Kirchenstrukturen zum Vorschein. Die subjektive Bedingtheit des eigenen Wahrnehmungshorizontes schlägt jedem noch so methodisch reflektierten und sauber durchgeführten Versuch, dieses Konglomerat aufzulösen, ein Schnippchen. So bleibt in bezug auf unsere Fragestellung nur der entschiedene Mut zur Subjektivität. Unter diesem Vorbehalt sind die folgenden Ausführungen zu lesen.

Für konstruktive Entwicklungen in unserem deutschen volkskirchlichen Kontext scheinen uns die folgenden zwei Unterschiede von besonderer Bedeutung:

a) Ein erster Unterschied ist im wesentlichen strukturell bedingt: In Deutschland haben Christinnen und Christen gelernt, in ihrer Kirche tendenziell eine Art „Mutter“ zu sehen, wogegen amerikanische Gemeindeglieder ihre Gemeinde eher als eine „Tochter“ verstehen.

Viele Deutsche erwarten von ihrer Kirche die fürsorgliche Bereitstellung bestimmter Serviceleistungen, die nach eigenem Wunsch und/oder Lebenssituation in Anspruch genommen werden können (Taufe, Konfirmation, Trauung, Bestattung etc.). Amerikanische Christinnen und Christen sehen sich dagegen selbst als „Dienstleistende“ (ministers) – und zwar an ihrer Gemeinde, aneinander und an ihrer Umwelt. Ihre „Dienstleistungen“ (ministries) sind begründet in einem

deziert christlichen Selbstverständnis, über das amerikanische Christen und Christinnen im großen und ganzen klar Auskunft geben können.

Im Gefälle eines solchen Selbstverständnisses lassen sich amerikanische Gemeinden in der Regel folgendermaßen charakterisieren:

◆ Eine amerikanische Gemeinde versteht sich selbst immer auch als Mittel zu einem außerhalb ihrer selbst liegenden Zweck (wie auch immer der bestimmt ist), über den die Mitglieder Auskunft geben können.

◆ Eine amerikanische Gemeinde streitet auf dem Fundament eines gemeinsam erarbeiteten theologischen Wissens um ihren Zweck und die Wege, auf denen er realisiert werden kann.

◆ Eine amerikanische Gemeinde verfügt über alle aus ihrer Mitte erhobenen finanziellen Mittel und entscheidet selbst, welche Beträge sie an übergeordnete Ebenen weiterleitet.

Eine solche Struktur setzt mündiges Verhalten bei Gemeindegliedern voraus und kann es deshalb zugleich – jedenfalls annäherungsweise – freisetzen. Die deutsche volksskirchliche Struktur spiegelt dagegen an vielen Stellen vordemokratische, hierarchische Gesellschaftsstrukturen, die eine konsequente Entwicklung von Mündigkeit eher erschweren.

Die Gliederung unserer Landeskirchen in flächendeckende Parochien ist ein Relikt aus der Zeit der geschlossenen Gesellschaft, in der jeder als Untertan auch seinen Ort in einer christlichen Gemeinde finden mußte. Die Verwaltung der Kirche durch Landeskirchenämter, Kreiskirchenämter und Gemeindeämter ist historisch ein Relikt aus der Zeit des landesherrlichen Kirchenregiments. Die Analogie zur staatlichen Verwaltung verleiht der Kirche damit einen quasi obrigkeitlichen Charakter. Zu Recht hat deswegen schon vor Jahren Karl-Wilhelm Dahm vom Anstaltscharakter der Parochie gesprochen. Sie dient „am Ort der Versorgung auf dem Gebiet ‚Religion‘, wie die Rentenanstalt der finanziellen Versorgung im Alter dient“ (Beruf Pfarrer, München 1971, 29). Diese, damals an-

gemessene, aber heute überholte Struktur verhindert Mündigkeit der Gemeindeglieder.

b) Der zweite hier zu nennende Unterschied hat mit landesspezifischen Ausprägungen christlicher Spiritualität zu tun: In den USA gibt es einen gesellschaftlich, kirchlich und theologisch weitestgehend akzeptierten Konsens, daß der Begriff Gott eine für den persönlichen und auch gesellschaftlichen Lebensvollzug höchst relevante und wirksame *Wirklichkeit* bezeichnet. Diese Überzeugung von der wirksamen Wirklichkeit Gottes fordert das Reden von ihm und mit ihm in allen Bereichen der Gesellschaft heraus. Gott ist am Geschäft des Alltags wirklich wirkend beteiligt und deshalb ist auch die gemeinschaftliche Rede von ihm und mit ihm alltäglich.

Dieser gesellschaftliche Konsens ermöglicht es, die Wirklichkeit Gottes mit, für und vor andere(n) in einer sehr unmittelbaren Weise auf die eigene Lebenswirklichkeit zu beziehen und so christlichem Gedankengut einen plausiblen Sitz im (eigenen) Leben zu verleihen.

Einen vergleichbaren Konsens kann ich in Deutschland nicht feststellen. Der intellektuelle und emotionale Aufwand, der geleistet werden muß, um christlichem Gedankengut einen plausiblen Sitz im eigenen oder gemeinschaftlichen Leben zu verleihen, ist sehr hoch. Eine ungeschützte Rede von der wirksamen Wirklichkeit Gottes sieht sich in Deutschland sehr schnell – gerade auch binnenkirchlicherseits – linkem Spott oder auch einem Naivitäts- oder Fundamentalismusverdikt ausgesetzt. Allerdings findet die Frage, wie denn nun Wirklichkeit Gottes und eigene Lebenswirklichkeit in Beziehung stehen, auch auf Seiten der Spötter beziehungsweise der (Ver-)Urteilenden keine gesellschaftlich überzeugende und lebensrelevante Antwort.

Es dürfte deutlich geworden sein, daß diese beiden strukturell beziehungsweise spirituell bedingten Unterschiede zwischen amerikanischer und deutscher Kirchlichkeit allen vorschnellen Übertragungsversuchen aus dem einen in den anderen Kontext deutliche

Grenzen setzen. Zu tief ist dafür der kulturelle Graben zwischen beiden Ländern.

Warum macht es trotzdem Sinn, sich mit denominationalen Kirchenstrukturen und amerikanischem Gemeindeleben zu beschäftigen? Wir nennen zwei Gründe:

a) Der „Blick über den eigenen Teller“ vergewissert die diesen Blick Wagenden, daß Kirche tatsächlich auch anders denn als Volkskirche existieren, funktionieren und hauptamtlich in ihr Arbeitende finanzieren kann. Diese Vergewisserung kann dazu helfen, die Frage nach einer sinnvoll gestalteten Zukunft der Kirche endlich von der jeweiligen kirchlichen Finanzsituation abzulösen. Gerade Protestanten und Protestantinnen müssen unbedingt daran festhalten, daß die Frage nach der Gestalt der Kirche in erster Linie keine finanzielle, sondern eine theologische Frage ist und bleiben muß. Deshalb ist eine auf ein kirchenleitendes Handeln zielende, lösungsorientierte Diskussion über die Zukunft der Kirche in Deutschland überfällig, die nicht bei den Finanzen sondern bei der Frage einsetzt, wie Kirche strukturiert sein muß, damit möglichst viele Menschen in ihr möglichst viele Gelegenheiten finden, in ihrem Glauben erwachsen zu werden.

b) Bestimmte Elemente aus denominationaler Gemeindegliederung können in einen volksskirchlichen Kontext adaptiert werden. Solche Elemente können helfen, Mündigkeit zu stärken und volksskirchliche Strukturen konstruktiv weiterzuentwickeln.

Einige solcher Elemente werden im folgenden Abschnitt vorgestellt.

Konkretionen – Entwicklungsmöglichkeiten für volksskirchliche Gemeinden

a) In vielen amerikanischen Gemeinden ist jede Gruppe – von der Frauenhilfe bis zur Kirchlichen Unterrichtsgruppe – nach folgendem *Prinzip* organisiert: *Gemeinsam lernen – gemeinsam arbeiten – gemeinsam feiern*.

Dieses Organisationsprinzip zielt darauf ab, den Mitgliedern der Gruppe stets vor Augen zu halten, daß Ihre Gruppe Ihren Zweck nicht allein in sich selbst findet. Für die Gruppenmitglieder führt dieses Organisationsprinzip dazu, daß sie Auskunft darüber geben können, warum ihre Gruppe eigentlich existiert. Dieses Prinzip verschafft immer wieder neue Gelegenheiten, den gemeinsamen Glauben für die Gruppenmitglieder und für andere zur Darstellung zu bringen. Eine nach diesem Prinzip organisierte Gruppe gewinnt eine bewußte christliche Identität.

Hans-Ulrich Keßler erzählt ein Beispiel aus seiner Gemeindegliederung in den USA: „Jede Jugendgruppe in meiner Gemeinde war für drei oder vier Familien (keine Gemeindeglieder) zuständig, deren Lebensverhältnisse aufgrund ihrer Einkommenssituation sehr schwierig waren. Die Jugendgruppen mußten Lebensmittel, Haushaltsgeräte und Kleidung sammeln oder Geldmittel für deren Einkauf beschaffen. Sie halfen den Familien bei Renovierungsarbeiten an ihren Häusern. Sie sorgten für Weihnachtsbäume und Thanksgiving-Truthähne.“

b) In vielen amerikanischen Gemeinden gibt jede Gruppe – vom Bibelkreis bis zum Männerfrühstück – über ihr Lernen, Arbeiten und Feiern Auskunft, indem sie einen Jahresbericht über ihre *Aktivitäten* verfaßt. Dieser Jahresbericht wird auf der Jahresversammlung der Gesamtgemeinde vorgestellt und im „annual report“ veröffentlicht.

Diese Berichte haben eine doppelte Zielstellung:

◆ Einerseits nach außen: Alle wissen, was alle anderen tun. So lassen sich gemeinsame Projekte schnell und auf direktem Weg vereinbaren. Möglicherweise in anderen Gruppen zur Verfügung stehende Ressourcen zur Verwirklichung eines Projekts können zur Verfügung gestellt werden.

◆ Andererseits nach innen: Jede Gruppe muß sich Gedanken darüber machen, welche Ziele sie verfolgt, welche Schritte sie bereits vollzogen hat und welche als nächstes anstehen. So läuft der Gruppenprozeß nicht in eine Lee-

re, sondern bleibt dynamisch und zielgerichtet.

c) Die Abstimmung von *Aufgaben* in der Gemeinde *und* den *Begabungen* der Mitglieder wird in amerikanischen Gemeinden in der Regel nicht dem Zufall überlassen, sondern aktiv und intentional gestaltet. Ein wichtiges Werkzeug in diesem Zusammenhang sind sogenannte „spiritual gifts inventories“. Diese Fragebögen, die in einem regelmäßigen Turnus den monatlichen Gemeindebriefen beigelegt werden und neuen Gemeindegliedern im Rahmen eines „welcome package“ zugehen, fragen im multiple choice Verfahren unter anderem nach folgenden Bereichen:

◆ Begabungen, Interessen, Hobbys der Gemeindeglieder

◆ Zeitrahmen, der wöchentlich für gemeindliches Engagement zur Verfügung steht. Ziel dieser inventories ist folgendes:

Sie sollen möglichst vielen Gemeindegliedern möglichst viele Gelegenheiten für eine als erfolgreich und zufriedenstellend erlebte Partizipation am Gemeindeleben eröffnen. Dies kann nur gelingen, wenn Begabungen und Aufgaben konsequent aufeinander abgestimmt werden.

Übrigens, Organisator dieses Prozesses ist nicht unbedingt der Pfarrer oder die Pfarrerin, sondern Personen, die besondere Begabungen im Personalmanagement haben.

d) Die *Partizipation am Gemeindeleben* wird in vielen amerikanischen Gemeinden nach der Grundregel durchgeführt: Eine Tätigkeit pro Person. Was ist damit gemeint?

In deutschen Gemeinden findet sich häufig etwa folgende Konstellation: Die Jugendpresbyterin ist zugleich Lektorin. Als Lektorin sammelt sie natürlich auch die Kollekte ein. Als besonders engagierte Jugendpresbyterin arbeitet sie auch im Kirchlichen Unterricht mit.

Diese Partizipationskonstellation läßt sich auch folgendermaßen beschreiben: Eine Person, die offensichtlich

mehr als zwei Stunden pro Woche in ihre Gemeinde investieren kann, besetzt Partizipationsmöglichkeiten (LektorIn, KollektantIn) für Personen, die ihrer Gemeinde wöchentlich weniger als eine Stunde zur Verfügung stellen können und blockiert damit wichtige Identifikationsmöglichkeiten für diese Personengruppe.

Dieses Phänomen versuchen amerikanische Gemeinden durch die Grundregel „eine Tätigkeit pro Person“ zu vermeiden. Resultat ist, daß sehr vielen Menschen Identifikationsmöglichkeiten mit ihrer Gemeinde zur Verfügung gestellt werden können.

e) Einem typischen deutschen Vorurteil entsprechend dreht sich in amerikanischen Gemeinde alles um das *Geld*. Die Wirklichkeit sieht nach meiner Erfahrung anders aus.

Als Person mit eigenem Einkommen kann ich in Deutschland schlechterdings nicht Glied einer Volkskirche sein, ohne Kirchensteuer zu bezahlen.

In vielen Gemeinden der ELCA werden neue Gemeindeglieder gebeten, während des ersten Jahres ihrer Mitgliedschaft keinen finanziellen Beitrag zum Gemeindeleben zu leisten. Warum? Diesen Gemeinden ist es sehr wichtig, folgende Botschaft an ihre Umwelt zu senden: „Wir sind interessiert an Deiner Person, an den Talenten, Begabungen und Gestaltungsideen, die Du in unsere Gemeinschaft einbringst. An Deinem Geld liegt uns erst in zweiter oder dritter Linie.“

Unsere volksskirchliche Struktur sendet häufig genau die entgegengesetzte Botschaft aus: „Dein Geld nehmen wir gern, an Deiner Person sind wir – wenn überhaupt – erst in zweiter Linie interessiert.“ Unsere Gemeindeglieder bezahlen regelmäßig Kirchensteuer. Es kann aber sein, daß ihre Kirchengemeinde unter Umständen jahrelang keinen Kontakt zu ihnen sucht.

f) Eine Gemeindestruktur wie die amerikanische Denominationalstruktur kann nur dann funktionieren, wenn Pfarrerinnen und Pfarrer sich selbst als engagierte Berater oder Beraterinnen der Gemeinde verstehen – nicht jedoch als allzuständige Hausherrn. Pfarre-

rinnen und Pfarrer müssen die Tatsache, daß eine Gemeinde vor ihnen existiert hat und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch nach ihnen existieren wird, konstruktiv in ihr professionelles Selbstverständnis integrieren. Sie müssen verstehen, daß sie nur einen sehr *begrenzten Auftrag* gegenüber ihrer Gemeinde haben, nämlich zu unterrichten, zu predigen und seelsorglich zu beraten (aber eben nicht das Gemeindefest zu organisieren, den Haushaltsplan aufzustellen, Gebäude zu bauen oder den Vorsitz im Presbyterium zu führen). Nur ein solches Selbstverständnis ermöglicht es Gemeindegliedern, ihre Gemeinde als ihre eigene Sache (als ihre „Tochter“) zu begreifen.

Ein erster Schritt in diese Richtung wäre die Suche nach einem Vorsitzenden des Presbyteriums aus dem Kreis der Presbyterinnen und Presbyter. Manche empfinden das als einen gewissen Machtverzicht. Aber der Reichtum an Gaben, der sich in einer mündigen Gemeinde entwickelt, ist ein höheres Gut, als die Möglichkeit, das einmal als richtig Erkannte und Beschlossene schnell in die Tat umsetzen zu können. Mündigkeit wächst, wenn sie erwartet und vorausgesetzt wird.

Weitere Informationen und Anregungen erhalten Sie über die Internetseiten der ELCA (www.elca.org) und der UCC (www.ucc.org) oder mit Hilfe des Readers: „Confessing Christ in the Global Community“ Internationales Pastorkolleg im Lakeland College, Sheboygan, USA, Juni 1998 (zu beziehen über: Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der EKvW, z.Hd. Frau Schipper, Iserlohner Straße 25, 58239 Schwerte).

Dr. Hans-Jürgen Abromeit
und Hans-Ulrich Kessler,
beide Villigst

Evangelisation im Trend

Trendgemäße, trendkritische und trendprägende Verkündigung

Der Titel des Workshops mag unterschiedliche Reaktionen auslösen: „So habe ich das noch nicht gedacht, daß Evangelisation im Trend liegen könnte.“ Oder ganz im Gegenteil: „Evangelisation liegt nie und nimmer im Trend.“ Manche wünschen sich vielleicht: „Ich würde mit meiner Evangeliumsverkündigung auch gerne im Trend liegen.“

Bevor ich dem Zusammenhang von Evangelisation und Trends nachgehe, frage ich: Was ist Evangelisation? Was sind Trends?

Evangelisation verwende ich in dem Sinne der Plattform „Kontextuelle Evangelisation im gesellschaftlichen Wandel.“ Das bedeutet, daß Evangelisation nicht auf einzelne Formen festgelegt werden kann, sondern vielfältig im Gemeindeleben verankert ist. Die Verheißung für die Evangelisation ist, daß Gott mit seiner Lust am Menschen in unserer Welt wirksam ist. Im Vertrauen auf diese Verheißung bitten wir an Christi Stelle: Setzt euer Vertrauen auf Gott (2. Kor 5,20). Weil es um diese Bitte geht, ist – vielfältig gestaltbare – Verkündigung wesentliches Element der Evangelisation.

Was sind Trends?

Ein *Trend* ist die „Grundrichtung einer Entwicklung“ (Duden). Trends werden seit Anfang der 80er Jahre in eigenen Instituten und Trendbüros erforscht. Dabei unterscheidet Matthias Horx, einer der führenden Trendforscher, Trends ausdrücklich von schnell wechselnden In- und Out-Listen und Modeerscheinungen: „Moden können

durchaus Indikatoren für große Trends sein, Trends aber haben, anders als die Mode, immer einen ‚tiefen Kern‘... Trends sind, so könnte man es provisorisch formulieren, kulturelle Anpassungsübungen an veränderte Gegebenheiten... Ein solider Trend, der uns Trendforscher herausfordert, muß mindestens fünf Jahre andauern.“ (Horx, Trendbuch 1, Seite 11f.) Horx nennt als Haupttrends: Rezessionskultur, langsamer Abschied von der Schriftkultur, Rückkehr der Spießler, polykulturelle Gesellschaft, urdeutscher Katzenjammer, (in seinem zweiten Trendbuch:) Glauben light, das große Heimweh (zu Einzelheiten vergleiche Jugendstudien und Trendbücher).

In diesem Workshop geht es um den Zusammenhang von Trends und evangelistischer Verkündigung. Dazu greife ich einzelne Trends – Grundrichtungen gegenwärtiger Entwicklungen – heraus und frage jeweils, wie wir uns in der Verkündigung darauf einlassen oder noch besser einlassen könnten. Das kann trendgemäß sein, auch trendkritisch. Und wenn wir treffen, was Menschen bewegt, wird es auch trendprägend sein.

Jesus auf dem Markt der Wahrheiten

Die Frage der Aufklärung und damit der Moderne war: Was ist wahr? Darauf hatten sich die Christen eingestellt. Und darauf hatten sie ihre Antworten gefunden. Jesus als die Wahrheit stand im Mittelpunkt der Verkündigung.

Die Frage postmoderner Menschen ist: Was hilft? Und ein immer weiter verbreitetes – im Trend liegendes – Glaubensbekenntnis lautet: Absolute Wahrheit gibt es nicht.

Das bringt uns in Verlegenheit. Jesus als Helfer anzupreisen ist gefährlich. Spätestens wenn er nicht so hilft, wie es Menschen gerne hätten, steht die Glaubwürdigkeit des christlichen Glaubens auf dem Spiel. Siehe Trittin: „Bisher hat er mir auch nicht geholfen.“ Von Jesus als Wahrheit zu reden ist gefährlich. Schnell wird Fundamentalismus unterstellt. Was bedeutet das für unsere Evangeliumsverkündigung?

Es bedeutet zunächst, daß wir Zeitgenossen werden. Die Grundfrage ist: Stehen wir auf der Seite Gottes und verkündigen den Menschen um uns herum seine Wahrheiten? Oder sind wir Zeitgenossen, mit ähnlichen Fragen wie andere Menschen, und als solche Zeugen Jesu Christi? Oder anders: Stehen wir oben auf der Kanzel, zur Rechten Gottes, und sagen den Menschen, was richtig ist? Oder stehen wir unten, neben den Menschen, mit einem großen Ohr bei Jesus?

Wenn wir unten stehen, können wir keinen Absolutheitsanspruch auf unsere Glaubenserkenntnis mehr erheben. Aber wir können auf den – durchaus radikalen – Anspruch Jesu hinweisen. Es geht dann nicht mehr um einen Absolutheitsanspruch des Christentums, sondern um einen Absolutheitsanspruch Christi. Und dem müssen auch wir uns stellen. Ich bin mir nicht sicher, wie weit wir das wollen, wie sehr ich das will, wenn ich ehrlich werde mir gegenüber.

Jesusverkündigung, die ernstnimmt, was Menschen bewegt, bedeutet: Auf Jesus und seinen Anspruch hinweisen.

Dazu ist nötig:

– Distanz zu Jesus. Wir sind nicht Jesus, sondern sind auf seine Gnade genauso angewiesen wie diejenigen, denen wir das Evangelium sagen.

– Zeugnis davon, wie Jesu Wirken im eigenen Leben ankommt und nicht ankommt.

– Redeweise: Bitte (2. Kor 5,20: „So bitten wir nun...“, nicht: so *drängen* wir nun...“)

Menschlich in der Bibel lesen

Menschen suchen – freilich nicht erst heute – nach Orten, wo sie sein können, wie sie sind. Und sie wollen selber vorkommen.

Wie können wir uns in der Verkündigung darauf einstellen? Wir müssen zunächst darauf verzichten, Christsein über ethische Normen zu definieren und die Bibel idealistisch zu lesen.

Die Bibel erzählt von Menschen menschlich, von ihrem Können wie von ihrem Versagen, von ihrem Glauben genauso wie von ihren Zweifeln (Petrus). Es ist genau darauf zu achten, was sie empfangen und was sie tun, wogegen sie sich auflehnen, woran sie zweifeln oder scheitern... In der christlichen Verkündigung heißt es oft: Petrus hat versagt, wir aber sollten am besten nicht versagen. – Warum sagen wir nicht: Petrus hat versagt. So ist das manchmal im Leben eines Christen. Amen.

Eine weitere Beobachtung paßt in diesen Zusammenhang: Psalmen werden interessanterweise zur Zeit neu entdeckt, zum Beispiel in der Religionspädagogik, um Kindern zu helfen, ihre Gefühle auszudrücken (Literatur von Ingo Baldermann, zum Beispiel: Wer hört mein Weinen? Kinder entdecken sich selbst in den Psalmen, Neukirchen-Vluyn, ¹1995; Ich werde nicht sterben, sondern leben. Psalmen als Gebrauchstexte, Neukirchen-Vluyn, ²1994), oder in der Seelsorge (zum Beispiel: Bukowski, Peter: Die Bibel ins Gespräch bringen. Erwägungen zu einer Grundfrage der Seelsorge, Neukirchen-Vluyn, ³1996). Die Psalmen helfen auszusprechen, was in uns ist: Unsicherheiten, Wünsche, Ängste, Sehnsüchte, Freuden, Trauer, Versagen, Fähigkeiten.

Evangelistische Verkündigung im Trend heißt: Jesusgeschichten so erzählen, daß die Menschlichkeit der Jünger deutlich wird; und Psalmworte als Hilfestellung anbieten, um auszusprechen, was in uns ist.

Wenn „Take it easy“ nicht mehr hilft

Im Jahr nach dem Tod von Lady Diana wurden in England immer wieder Veranstaltungen durchgeführt, in denen Menschen ihre Gefühle aussprechen konnten – und in denen von christlicher Hoffnung gesprochen wurde. Ein Pastor betonte bei einer Konsultation in London: Christen müssen die Chancen von „one off’s“ nutzen. Das sind einmalige Gelegenheiten, die so schnell nicht wiederkehren.

Manche Christen mögen zu den Dianaveranstaltungen sagen: Kann denn die-

ser Kult unterstützt werden? Oder: Wie kann man nur aus dieser Diana eine Heilige machen, heiliger als Mutter Theresa, die in derselben Woche starb? Diese Fragen kann man haben. Und sie müssen auch bedacht werden. Die Gegenfrage ist, ob sie das Handeln blockieren müssen.

In einem Interview fragt Andreas Laser, Referent für Öffentlichkeitsarbeit im Kirchenkreis An der Agger (Evangelische Kirche im Rheinland) zum Thema „Titanic“: „Warum klinken wir uns als Kirche da nicht sofort ein? Warum sagen wir nicht: ‚Komm, wir reden darüber. Wir wollen wissen, was dahinter steckt. Wir reden über Leben, wir reden über Tod, wir reden darüber, was nach dem Tod kommt?‘ ... Als der Film aktuell in die Kinos kam, da hätte man spontan auf allen Ebenen diskutieren und solche Gespräche anbieten müssen.“ Oder nehmen wir die ICE-Katastrophe von Eschede. Nach einem Lob für die seelsorgerliche Hilfe der Kirche heißt es in dem Interview: „... warum waren so wenig Kirchenleute in den Medien und in den Fernseh-Talkrunden? ... Oder warum gab es in den Kirchengemeinden nicht sofort Gesprächsangebote und Diskussionsforen? Die Aufmerksamkeit und Sensibilisierung bei den Menschen war doch da, über die brennenden Grundfragen des Lebens ... zu reden. Darüber wollen Menschen reden. Nicht ... ganz allgemein, sondern gerade dann, wenn sie aus dem Film ‚Titanic‘ rauskommen oder die Fernsehbilder von Eschede gesehen haben.“ (Tod, Teufel und Titanic. Verschlafte die Kirche die religiösen Fragen der Zeit? – Interview mit Andreas Laser, in: Unterwegs, 3/98, Seite 26 bis 28, hier Seite 27f.)

Eine der Grundbewegungen unserer Zeit, die sich in verschiedenen Trends ausdrückt, ist: Take it easy – alles nicht so ernst nehmen. Entsprechende Schockwirkung haben Ernstfälle (plötzliche Trennung, Tod, Katastrophen – und der tragische Kosovo-Krieg, der unsere ganzen Hilflosigkeiten offenbarte).

Evangelisation im Trend heißt: Im Ernstfall Gesprächsforen anbieten, ohne Vorwurf, daß die Leute sonst nicht kommen.

Schritte dafür sind:

1. Vorbereitung auf elementare Fragen. Auskunft über die Hoffnung, die unser Leben prägt.

2. Bereitschaftsdienst. Nicht: hoffentlich passiert bald etwas, damit wir unsere Botschaft anbringen. Sondern: Es gibt Zeiten, in denen wir besonders zum Zuhören berufen sind und zum Reden von der Hoffnung, die in uns ist.

3. Kurzfristig angesetzte Veranstaltungen bei Bedarf.

Thema Sünde als besondere Herausforderung

John Finney wies in seinem Referat bei der genannten Konsultation in London auf ein Thema hin, das häufig umgangen wird: Wie sprechen Christen von Schuld? Und wie verstehen Menschen dieses Reden von Schuld? Finneys Untersuchungen haben ergeben: Von den Befragten haben sich, bevor sie Glauben fanden, fast die Hälfte in keiner Weise schuldig gefühlt (49 Prozent). 21 Prozent gaben an, sich irgendwie allgemein schuldig zu fühlen, 12 Prozent wußten es nicht, nur 18 Prozent empfanden eine spezielle Schuld. Finneys Ergebnis: Es gibt nahezu kein Bewußtsein mehr für persönliche Schuld. Wie aber kann angesichts dieser Zahlen verständlich von Sünde gesprochen werden?

Die Gegenfrage lautet: Muß immer gleich von Sünde gesprochen werden? Mit dieser Gegenfrage soll nicht die Bedeutung des Themas Sünde in Frage gestellt werden. In einer zunehmend missionarischen Situation geht es aber darum, daß wir von den Themen, die uns wichtig sind, so sprechen, daß wir unsere Distanz zu den Menschen unserer Zeit überwinden. Auf der Suche nach solcher verstehbarer Sprache stellte John Finney zunächst einmal fest, daß er keine Lösung anzubieten habe. Anschließend gab er dann doch eine Spur an, wie eine solche Lösung gefunden werden könnte. Er schlug vor, den Begriff Umkehr neu zu durchdenken. Damit sind verschiedene Fragen verbunden: Ist unser Verständnis von Umkehr nicht zu stark durch ein vorreformatorisches Sündenverständ-

nis geprägt, das Luther zu der Frage brachte: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Wir gehen selbstverständlich davon aus, daß wir von etwas umkehren. Vielleicht muß im Gespräch mit Menschen unserer Zeit viel stärker herausgestellt werden: Es geht um unsere Umkehr oder Hinkehr zu jemandem, zu dem Gott, der sich in Jesus gezeigt hat.

Evangelisation im Trend heißt in diesem Zusammenhang zunächst: Menschen mit ihrer Stärke herausfordern.

Jesus beruft die Jünger, beauftragt sie und traut ihnen etwas zu: „Folgt mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen!“ Da steht nicht im Vordergrund, wovon sich die Jünger abwenden, sondern wem sie sich zuwenden. Da gibt es nichts, was die Jünger bedrücken würde (wie die Sünde), und wovon Jesus jetzt Befreiung (Vergebung) verkündigen würde. Jesus beruft die Jünger zur Nachfolge und zum Dienst.

„Jugend will gebraucht werden“ lautete die Überschrift eines Artikels über eine neu veröffentlichte Jugendstudie. Das gilt auch für Erwachsene: Menschen wollen gebraucht werden.

Evangelisation im Trend heißt auch: Sünde aussprechen können – nicht Sünde einreden. Es ist hilfreich, drei Bereiche zu unterscheiden.

(1) *Sünde darf benannt werden.* Das Thema Sünde zu verschweigen, würde Menschen nicht ernstnehmen. Das Aufdecken von Sünde darf nicht erzwungen, aber auch nicht verhindert werden.

(2) Sünde ist häufig nicht nur individuell zu verstehen und auf das einzelne Menschenleben bezogen. *Wir Menschen leben in Schuldverstrickungen*, zu denen wir selber beitragen, zu denen aber auch andere beitragen. Christliche Verkündigung hat an dieser Stelle eine Entlastungsaufgabe: Ohne daß Schuld auf andere geschoben werden soll, muß doch in einer Zeit, in der jede und jeder für alles verantwortlich zu sein scheint (nicht zuletzt durch die Medien verstärkt), auch gesagt werden, daß wir nicht an allem schuld

sind und nicht für alles Verantwortung übernehmen müssen.

(3) Manchmal haben *Schuldgefühle* nichts mit Schuld zu tun, oder sie sind unangemessen stark, heftig, lange andauernd. So ist das manchmal, besonders in christlichen Kreisen. Die Vergebung ist längst zugesprochen, aber das Schuldgefühl mag nicht weichen. Die Aussprache mit dem Streitpartner hat längst stattgefunden, aber noch immer plagen einen Schuldgefühle. Hier kann die Verkündigung nur begrenzt Hilfe leisten. Seelsorgerliche Gespräche sind der Ort, wo diese Fragen geklärt werden.

Hilfestellungen, wie der Glaube ausgedrückt werden kann

Die Frage unserer Zeit ist: Was hilft? Manche würden gerne glauben und wissen nicht, wie sie beginnen sollen, wie sie es einüben können. Auch wenn Glaube nicht machbar ist, gilt es, Formen zur Verfügung zu stellen, in denen er wachsen kann.

Evangelisation im Trend heißt: Hilfestellungen geben, wie der Glaube konkret ausgedrückt werden kann.

Es muß also nicht zum 34. Mal gesagt werden, daß Beten, Bibellesen und Nächstenliebe wichtig sind. Aufgabe der Verkündigung ist es zu zeigen, wie es jeweils gehen könnte.

Bei der Formulierung konkreter Schritte ist die Erfüllbarkeit zu prüfen und sind die Konsequenzen zu bedenken (so Peter Bukowski in: *Predigt wahrnehmen*, S. 104–110). Das schließt Ehrlichkeit gegenüber sich selber ein und liebende Beachtung der Langsamkeit wachstümlicher Prozesse. Große Ziele müssen „portioniert“ werden.

Konkretheit beim *Gebet* könnte heißen: Stoßgebete würdigen; Gebete in Alltagssprache formulieren; auf Maximalforderung intensiven täglichen Gebets verzichten; neue Wege zum Gebet hin entdecken.

Konkretheit in der *Weltverantwortung* könnte heißen: Mitarbeit im Elternbei-

rat. Zeit für Kinder. Workcamp in Haiti... Es bedeutet vor allem: Entscheidung für einige wenige Bereiche, damit gegen tausend andere Möglichkeiten. Und es bedeutet: Verzicht darauf, ein schlechtes Gewissen für diese Begrenzung zu machen.

Freilich stehen diese Ausdrucksformen des Glaubens je neu in der Gefahr, zur Bedingung des Christseins zu werden. Dann führen sie zur Gesetzlichkeit. Das kann in der Verkündigung je neu aufgedeckt werden, damit Menschen aus ihrer Selbstbezogenheit befreit werden, ihr Vertrauen wieder auf Gott setzen und es in unterschiedlichen Formen ausdrücken.

Wo die evangelistische Verkündigung sich auf die Grundrichtungen gegenwärtiger Veränderungen einläßt, ist sie trendgemäß, trendkritisch und somit auch trendprägend. Die Verheißung ist – postmodern formuliert –: Gottes Lust am Menschen bleibt.

Literaturhinweise:

Bukowski, Peter: *Predigt wahrnehmen. Homiletische Perspektiven*, Neukirchen-Vluyn, ³1995

Horx, Matthias: *Trendbuch 1. Der erste große deutsche Trendreport*, Düsseldorf. Wien. New York. Moskau, 1993, ³1995. Und: *Trendbuch 2. Megatrends für die späten neunziger Jahre*, München. Düsseldorf, 1995, ³1998

John Finney: *Finding Faith Today. How does it happen?* Swindon, England, ²1994

Knieling, Reiner: *Unsicher – und doch gewiß. Christsein in der Postmoderne*, Neukirchen-Vluyn, 1999

Grözinger, Albrecht: *Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft*, Gütersloh, ²1998

Newbiggin, Lesslie: *„Den Griechen eine Torheit“*. *Das Evangelium und unsere westliche Kultur*, Neukirchen-Vluyn, 1989 (engl. Originaltitel: *Foolishness to the Greeks*, 1986)

Dr. Reiner Knieling, Wuppertal

Die Körpersprache der Gemeinde

Ganzheitlich glauben lernen am Beispiel einer Kirchengemeinde und ihren Obdachlosen

Vor 17 Jahren begann mein Dienst in der evangelischen Kirchengemeinde Oberrahmede, einer durchschnittlichen, mittelständischen Gemeinde, zunächst als Vikarin, dann als Gemeindepfarrerin. Selbst aus einem Pfarrhaushalt stammend und von Kind an davon geprägt, hatte ich von meiner Mutter die Liebe zu den „Tippelbrüdern“ geerbt. Sie hatte eine besondere Art, mit Liebe, Fürsorge und Nüchternheit mit ihnen umzugehen und für sie da zu sein. In vielen Jahrzehnten waren Unzählige von ihnen an unserer Haustür.

In den Jahren meines eigenen Pfarramtes hat mich oft der Gedanke gequält, so weit von dem „ganz unten“ Jesu entfernt zu sein, so „herkömmliche“ Arbeit zu tun. Ende 1992, nach elfjähriger Tätigkeit in unserer Gemeinde, gab es in Lüdenscheid einen echten Notstand an Wohnungslosigkeit. Nahezu 50 Personen schliefen auf der Straße, für eine Stadt von 80.000 Einwohnern vergleichsweise skandalös viele. In Zusammenarbeit mit der Lüdenscheider Lokalpresse wurde von den hauptamtlichen Mitarbeitern der Obdachlosenarbeit in Lüdenscheid die Aktion „Wir bauen ein Dach“, eine beispiellose Spendenaktion der Lüdenscheider ins Leben gerufen. Täglich standen lange Listen, mit Namen abgedruckt in den „Lüdenscheider Nachrichten“ von Lüdenscheider Bürgern und Bürgerinnen, die für diese Aktion gespendet hatten. In wenigen Wochen kamen 143.000 DM zusammen, von denen Container mit je 10 Betten und 8 Wohnwagen angeschafft werden konnten. Die Betreuung der Unterbringung übernahm die Johanniter-Unfallhilfe mit Hilfe

von Zivildienstleistenden und Honorarkräften.

Mein persönlicher Einstieg in die Obdachlosenarbeit verlief kurioser Weise zeitgleich ohne Wissen um die internen Vorgespräche zur Lüdenscheider Aktion „Wir bauen ein Dach“.

Anläßlich einer Kundgebung zur Reichspogromnacht am 9. November 1992, bei der ich eine Rede auf unserem Rathausplatz zu halten hatte, kam ich in Kontakt mit einer Gruppe Lüdenscheider Obdachloser, und mein Versprechen fiel, das, was mir möglich wäre, für sie zu tun. Ich sprach andere an, wir setzten uns mit den Hauptamtlichen der Obdachlosenarbeit in Verbindung, hörten von der Idee „Wir bauen ein Dach“ und von der Not: Obdachlose haben keine Lobby.

Uns wurde klar, was dran war: die Gründung eines Obdachlosenfreundeskreises (OFK). Ich schrieb alle Lüdenscheider evangelischen, katholischen und freikirchlichen Gemeinden sowie Parteien, Verbände und Initiativen an und lud zu einem ersten Treffen ein. 56 Leute, zum größten Teil Abgesandte ihrer Verbände, erschienen. Wir gründeten einen Obdachlosenfreundeskreis.

Von nun an hatte unsere Gemeinde eine Pastorin mit intensivem „Hobby“ und bald auch ein paar Gemeindeglieder mit demselben Hobby. Es begann eine hoch intensive Zeit der Begleitung Lüdenscheider Obdachloser. Obdachlose sind keine Nichtseßhaften und keine „Brüder von der Landstraße“, sondern Menschen, die in dieser oder einer anderen Stadt ansässig waren und ihre Wohnung – warum auch immer – verloren haben. Unser Obdachlosenfreundeskreis entpuppte sich als zwei Handvoll aktiver Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und eine Reihe wohlwollend begleitender Menschen.

In den folgenden 3 Jahren von 1993 bis 1996 entwickelte sich, daß wir die Container / Wohnwagen wöchentlich mittwochs nachmittags besuchten, die Einzelnen mit ihrer Lebensgeschichte und Problematik bei Kaffee und Kuchen (den unsere Gemeindeglieder

backten oder unsere Bäcker stifteten) kennenlernten und versuchten, jeweils individuell zu begleiten: die einen mußten ermutigt werden, Entgiftung und Therapie zu machen; andere wieder, Arbeit und Wohnung zu suchen; wieder andere, sich in eine feste Einrichtung zu begeben. Wir hielten den engen Kontakt zu den hauptamtlichen Mitarbeitern in der Obdachlosenarbeit, nämlich zu zwei Mitarbeitern der Caritas, die eine täglich tagsüber geöffnete Beratungsstelle betreiben, sowie zu anderen Einrichtungen und Hilfsangeboten in Lüdenscheid. Gleichzeitig gingen wir auf gemeinsame Unternehmungen, veranstalteten in Zusammenarbeit mit unserer Kirchengemeinde Oberrahmede Feste, beteiligten uns an Initiativen, nahmen an Veranstaltungen teil, organisierten Möbel, Kleidung, Gebrauchsgegenstände, Weihnachtsfeiern und vieles andere mehr. Unser Anliegen wurde dabei immer mehr, die Obdachlosen mit ihren Fähigkeiten einzubinden und zum Zuge kommen zu lassen. Wir alle lernten das Staunen über das, was sie zu geben und einzubringen hatten und über den Eifer, den sie dabei an den Tag legten.

Nach einem Jahr Container konnten wir die ersten beiden Wohnungen als OFK anmieten und an Obdachlose untervermieten. Damals ahnte allerdings noch keiner von uns, daß wir im Laufe der nächsten 4 Jahre 19 eigene Wohnungen anmieten und untervermieten und die darin wohnenden ehemaligen Wohnungslosen begleiten würden.

3 Jahre nach Gründung des OFK wurde das Provisorium Container aufgelöst und eine Übernachtungsstätte mit 12 Betten für Männer in einem festen Haus eingerichtet. Unsere Mittwochstreffen verwandelten sich nun in ein gemeinsames Kochen und Essen in der Caritas-Beratungsstelle mit Wohnungslosen und nun schon vielen ehemaligen Wohnungslosen.

Noch immer war die Mitarbeit von Gemeindegliedern und mir als Gemeindepfarrerin eher privates Hobby mit „Gemeindeberührung“. Zwar kamen bereits einige Wohnungslose und ehemalige Wohnungslose zum Gottesdienst und wurden herzlich aufgenommen, aber Freundschaft und Integration konnte man das noch nicht nennen.

Der Durchbruch sollte erst 5 Jahre nach Gründung des Freundeskreises kommen und das mit unserem Pro Christ-Bistro. Seit 1997 wuchs in unserer Gemeinde mehr und mehr der Wunsch: wir wollen einladende Gemeinde sein, gastfreundlich, herzlich und aufgeschlossen. So drängte es sich bei der Vorbereitung für Pro Christ Lüdenscheid auf: Unsere Kirchengemeinde Oberrahmede wird ein Pro Christ-Bistro gestalten und das gemeinsam mit dem OFK.

Unsere Gemeinde hatte dabei ihr Schlüsselerlebnis: zu erleben, wie eifrig, umsichtig und liebevoll Wohnungslose und ehemals Wohnungslose Kaffee und Tee kochten, Getränke bereitstellten und anboten, Snacks zubereiteten und reichten, sowie Süßigkeiten zusammenstellten und die Besucherinnen und Besucher damit empfangen, das war die Initialzündung.

Seitdem haben unsere „Obdis“, wie wir sie liebevoll nennen, ihren festen Platz in der Gemeinde gefunden. Sonntag für Sonntag haben sie die Bewirtung der Tische für's anschließende Kirchencafé in den Händen.

Gemeindemitglieder wechseln sich dabei ab, den Fahrdienst für unsere Obdachlosen zu übernehmen und sie zum Gottesdienst zu holen. 8 bis 10 von ihnen gehören zu den regelmäßigen Gottesdienstbesuchern an jedem Sonntag, andere kommen darüber hinaus von Zeit zu Zeit. Unser Gottesdienst hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr verändert. An jedem Gottesdienst sind mehrere Gemeindeglieder beteiligt in Form der Begrüßung, der Schriftlesung, des Fürbittengebetes und der musikalischen Gestaltung mit verschiedenen Instrumenten. Das russische Kyrie, das Taizé-Lied „Adoramus te“ und ein Anbetungslied nach der Schriftlesung haben ihren festen Platz.

Wir spüren selbst die herzliche Atmosphäre und Freude im Gottesdienst. Unsere Obdis sind unsere „schnelle Eingreiftruppe“ geworden. Ob es um den Umbau unserer Kirchenstühle bei Kirchencafé und Konfirmation, Festen, Feiern und Veranstaltungen, um Essens-Angebote bei Veranstaltungen, um Umbau- oder Säuberungsaktionen

rund um die Kirche, oder auch private Umzüge, Gartenpflege, Renovierungen, Instandsetzungen geht – „unsere Jungs“ sind für alles einzubauen.

Das Schönste aber ist, daß nun eben auch eine Reihe privater Kontakte entstanden sind, so daß gegenseitige Besuche und gemeinsame Unternehmungen von Gemeindegliedern und Obdis untereinander zustande kommen. Ein nicht unerheblicher Nebeneffekt innerhalb unserer Gemeinde war zugleich, daß verschiedene Gemeindeglieder auf einmal Zugang zur Gemeinde und Aufgaben und Aufgabenbereiche in der Gemeinde fanden, die vorher ihren Platz noch nicht gefunden hatten. Dies sind Menschen, die sehr praktisch-robust ausgerichtet oder einfacher strukturiert sind oder sich anderen gegenüber unterlegen oder nicht so gut nützlich fühlten. Angefangen vom gemeinsamen Holzschlagen im Wald für die Öfen, mit den die meisten der OFK-Wohnungen geheizt werden, bis hin zum praktischen Werkeln und Reparieren und unbeschwertem kindlichen Spaßhaben beim gemeinsamen Wandern und Picknick und anderem mehr.

Für mich ist es ein kleines Wunder. Vor Jahren noch habe ich daran gelitten, daß unsere Obdachlosen zwar selbstverständlich Aufnahme in unserer Gemeinde fanden und gern gesehene Gäste waren, aber keine Freundschaften fanden. Nun aber entstehen herzliche Kontakte untereinander und schöne liebevolle Gemeinsamkeiten.

Allem voran und vor allen Dingen gilt unser Dank für dies alles von ganzem Herzen unserem Herrn.

Monika Deitenbeck-Goseberg,
Lüdenscheid



SENDUNG

Gottes Lust am Menschen

Predigt zu Psalm 18,20
im Sendungsgottesdienst

Liebe Kongreßteilnehmerinnen
und Teilnehmer,

wir haben so viel in diesen Tagen erlebt. Ganz viel ist uns durch den Kopf und in den Kopf gegangen. Wir haben gehört, daß nur das, was ins Herz geht, uns auch verwandelt. So laßt uns bitten, daß Gott uns einen Augenblick schenkt, in dem unsere Herzen weit geöffnet sind und wir die herzliche Liebe Gottes erkennen: *Vater, wir bitten dich um deine Gegenwart. Wir bitten dich, daß du unser Herz weit machst. Bitte hilf, daß unsere Herzen von deiner Herzlichkeit und Liebe berührt werden. Amen.*

„*Er führte mich hinaus ins Weite. Er riß mich heraus, denn er hatte Lust zu mir.*“ – Wenn Luther nicht den Mut gehabt hätte, in Psalm 18 Vers 20 das hebräische Wort mit „Lust“ zu übersetzen, so hätten wir es vermutlich überlesen. „Gott liebt dich!“, das ist eine Stereotype geworden, die wir ohne Emotionen predigen und weitersagen, ohne daß es noch jemanden vom Hocker reißt. Aber das Wort: Gott hat Lust an mir – das läßt aufhorchen. Ich gebe zu, dieses Wort in diesem Zusammenhang hat mich überrascht. Ich will sagen, woran ich zuerst gedacht habe. Vor vielen Jahren – es war zur Eröffnung des Farbfernsehens in Deutschland – sah und hörte ich ein Interview. Die amerikanische Gospelsängerin Mahelia Jackson war zu einer Gala eingeladen, und einer der Journalisten interviewte sie. Er stellte die üblichen Fragen, die man einem solchen Showstar stellt. So fragte er zum Beispiel: „Warum singen Sie nur Gospel?“ Und Mahelia Jackson begann sich

rhythmisch hin und her zu wiegen. Ich sehe das Bild noch heute vor mir. Und dann sagte sie dem staunenden Journalisten: „Wissen Sie, ich will, daß Gott im Himmel an meinen Liedern Spaß hat. Daß er selbst swingt.“ Der Journalist war so verlegen, daß er auf diese Antwort überhaupt nicht eingehen konnte. Er stellte dann irgend eine andere belanglose Frage, die ich vergessen habe. „Ich will, daß Gott Spaß an meinen Liedern hat. Er soll im Himmel hin und her swingen, wenn er meine Lieder hört“. Ist das nicht ein bißchen naiv von Gott gedacht? Ein bißchen amerikanisch vielleicht? Der Herrgott, der Schöpfer Himmels und der Erden, der Erhalter des Kosmos, der Weltenrichter, der Gerechte, das Sein an sich und die Wahrheit schlechthin: Dieser Gott soll menschliche Empfindungen haben? Er soll Lust verspüren – und dann ausgerechnet an mir? Er würde vor Freude im Himmel tanzen? Sich vor Begeisterung auf die Schenkel klopfen – und das nicht bei anspruchsvoller Kirchenmusik, etwa bei Johann Sebastian Bach, sondern bei – wie manche immer noch geringschätzig zu sagen pflegen – dieser „Negermusik“?

Als ich damals das Interview hörte – ich erinnere mich gut – habe ich gelacht. Später habe ich darüber reflektiert, und es kam mir der Gedanke: Vielleicht hat diese Sängerin von der Inkarnation Gottes mehr verstanden als viele Theologen, die kluge Abhandlungen darüber geschrieben haben. Könnte es sein, Schwestern und Brüder, daß wir vor lauter Respekt vor der Göttlichkeit Gottes Gott nie wirklich haben Mensch werden lassen? Übrigens, mit verheerenden Folgen für unsere persönliche Frömmigkeit und für die Art und Weise unserer Weltbegegnung.

Auf einer frommen Veranstaltung habe ich einmal die Geschichte von der Hochzeit zu Kana gepredigt, zu der Jesus mit seinen Jüngern eingeladen war und bei der er am Ende 600 Liter Wasser zu gutem Wein machte. Ich habe rhetorisch in die Runde hinein gefragt, ob die Zuhörer sich vorstellen können, daß Jesus statt griesgrämig in der Ecke zu stehen und ein wenig von oben herab die ausgelassene Lust der Menschen zu beobachten, mit seinen Jüngern selber kräftig mitgefeiert hat.

Ja, daß es ihm selbst Spaß gemacht habe, die Freude der Menschen mitzuerleben. Und daß er den guten Wein mit verkostet hat. Während ich so ein bißchen davon schwärmte, stand aus der Versammlung ein Ehepaar auf und verließ demonstrativ die Veranstaltung. Später sagte mir der verantwortliche Leiter, das Ehepaar hätte die Blasphemie nicht ertragen können. Gewiß kann man blasphemisch über Jesus reden. Aber ist es wirklich Blasphemie zu glauben, daß Jesus, der Mensch geworden ist, Spaß an einer Hochzeitsfeier hat? Daß er sich von Herzen mit freut, wenn andere sich freuen? Gott wurde Mensch, ganz und gar Mensch. Ist das nicht gerade das Proprium, das Besondere des Evangeliums? Zeichnet es sich nicht unter all den vielen religiösen Angeboten gerade dadurch aus, daß Gott uns aus Sehnsucht und Liebe bis zum Verwechseln ähnlich wird? Es fällt uns nicht schwer zu bekennen, daß Gott sieht und spricht, und daß er in der Geschichte handelt. Wir können sagen „Gott liebt dich!“ und können leider oft eindrucksvoller noch vom Zorn Gottes reden. Wir nennen Gott gerecht, barmherzig, geduldig. Wir glauben, daß er Trauer hat und Leid empfindet. Alles durchaus menschliche Eigenschaften. Aber zu glauben, daß Gott auch Lust empfindet, daß er Leidenschaft hat, Sympathie übt und voller Sehnsucht ist – eben das fällt uns schwer. Könnte es sein, daß wir zwar mit dem Verstand glauben, daß Gott Mensch geworden ist und es mit unseren Lippen bekennen, aber unser Herz nicht wirklich hingerissen ist von der herzlichen Menschlichkeit Gottes?

Ich erinnere mich gut, wie ich vor vielen Jahren in meinen Predigten großen Wert darauf legte, zu betonen, daß die Liebe Gottes nichts mit Sympathie zu tun hat, und daß Christus für uns nicht am Kreuz aus Sympathie gestorben ist. Das stimmt ja auch. Natürlich ist Gottes Liebe mehr als eine menschliche Liebe, aber eben doch nicht weniger. Könnte es sein, daß unser noch so engagiertes Reden von Gott, der Lust am Menschen hat, bei den Menschen keine Lust mehr auf Gott weckt? Weil wir es selber zutiefst nicht glauben können, daß Gottes Liebe etwas mit sehnsuchtsvoller Lust nach mir und zu dir zu tun hat. Zugegeben, das klingt ja schon ein wenig vermessen, wenn Da-

vid von sich sagt: Gott hat Lust zu mir. Einige übersetzen: Gott hat Wohlgefallen an mir. Aber das Wort im hebräischen Urtext wird im Alten Testament häufig dann verwandt, wenn eine erotische, ja geradezu sexuelle Beziehung zwischen den Geschlechtern beschrieben werden soll. Gott hat Lust an mir. Gott findet mich also begehrenswert. Er hat Sehnsucht nach meiner Nähe. Er braucht mich. Wenn ich bei ihm bin, geht es ihm gut. Und er hat unendlichen Kummer und Leid, wenn ich nichts von ihm wissen will. Gott hat Liebeskummer. Er freut sich und ist glücklich, wenn ich in seiner Nähe bin und er in meiner Nähe ist.

Natürlich ist das nicht alles, was man über die Beziehung zwischen Gott und Menschen aussagen darf. Aber seit Christus in die Welt gekommen ist, ist Gott uns so nahe gekommen, daß er unsere Herzen berührt und daß es uns ganz warm wird, wenn wir von seiner Liebe reden. Gottes Liebe zu uns Menschen – ich betone es noch einmal – ist gewiß anders und vielmehr als das, was wir Menschen uns unter Liebe vorstellen. Aber es schließt mit Sicherheit all das mit ein, was wir unter Liebe fassen. Gott hat Lust zu mir. Ich glaube nicht, daß es ein Ausdruck überheblicher Selbsteinschätzung des David ist, sondern ein Ausdruck tiefer Gotteserkenntnis. Eine Erkenntnis, die mit dem Auge des Herzens wahrgenommen wird. Gott hat Lust zu mir.

Ich komme aus einem pietistischen Elternhaus und bin dankbar für die Tradition, in der ich zum Glauben fand und groß geworden bin. Aber als ich diese Wirklichkeit, daß Gott sich mit hingebungsvoller Liebe wirklich nach mir sehnt, an mich heran gelassen habe, da hat diese Erfahrung meinen Glauben und mein Leben, meinen Umgang mit mir selbst und meinen Umgang mit anderen Menschen und mit Gott noch einmal auf den Kopf gestellt. Die Bibel erlaubt uns, von Gottes Beziehung zu uns Menschen wie von dem Verhältnis eines liebenden Vaters zu seinem Kind zu reden. Das ist es ja gerade, was Jesus uns gelehrt und vorgelebt hat, nämlich, daß wir Gott „Abba“ nennen dürfen. *Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich Gott über die, die ihn fürchten*, so lesen wir im 103. Psalm.

Gott vergleicht sich ebenso mit einer Mutter und ihrer Liebe zu ihrem Kind: *Ich will euch trösten, wie eine Mutter tröstet*. Und wieviel Leidenschaft, Liebeskummer und Lust am Menschen spricht aus der Szene, in der Jesus seine Sendung in dem bekannten Gleichnis aus Lukas 15 beschreibt. Als der Vater diesem schmutzigen, nach Schwein stinkenden Verlorenen entgegen läuft, ihn umarmt und ihn von oben bis unten abknuddelt. Vaterliebe!

Berührt uns das noch, wenn von Jesus ganz menschliche Regungen vermittelt werden? Er weinte, als der reiche junge Mann sich von ihm abwandte. Welche Leidenschaft muß in der Sehnsucht Jesu gesteckt haben, wenn er weinen muß, als einer nicht zu ihm „Ja“ sagen konnte. Wieviel Leidenschaftslosigkeit dagegen steckt oft in unseren Predigten? Als Jesus Jerusalem sah, als er durch Dortmund oder Schwerte ging, heißt es von ihm: *Wie oft habe ich dich versammeln wollen, und du hast nicht gewollt*.

Und dann hat Jesus über Jerusalem geweint. Das ist keine oberflächliche Emotionalität. Das kommt aus der Tiefe eines sehnsuchtsvollen Verlangens, aus dem Herzen Gottes selbst. Und wie zornig war er, als ihm die Nachricht vom Tod seines Freundes Lazarus übermittelt wurde. Es ging ihm zu Herzen, als er vor dem Grab des Lazarus stand und voller Zorn die Macht des Todes spürte. Und wie er um seinen Freund Tränen der Trauer vergoß.

Ich sage es noch einmal: Gottes Liebe, die sich in Jesus offenbart hat, ist vielmehr als jene Liebe, zu der wir Menschen fähig sind. Aber sie ist eben nicht weniger. Gott hat Lust zu mir. Dieser Satz ist von David nicht vordergründig gemeint. Nicht in dem Sinne: „Ich mache Gott immer viel Freude, weil ich so fromm bin und nach seinem Willen lebe“. Zwar freut sich David in diesem Psalm über den Augenblick, wo er Lust an Gottes Gebot hat. Aber er kennt auch die anderen Momente in seinem Leben und hat sie nicht vergessen: Die Geschichte von Schuld und Versagen. Dieser Satz *Gott hat Lust zu mir!* kommt aus einem tiefen Staunen.

Verehrte, wie denken Sie über Ihr eigenes Leben, über Ihr eigenes Christsein, über Ihre Frömmigkeit, über Ihren Dienst? Ich bin mir sicher: Wenn Gott nicht wirklich Lust an meinem mir oft so unbedeutend erscheinendem Leben gehabt hätte, dann stände ich heute nicht hier. Aus wieviel Irrungen und Wirrungen hat er mich immer wieder herausgeholt und mich befreit und errettet. Ich kann mir das nicht anders erklären, als daß Gott Lust an mir hat.

Und wenn ich auf diese meine geliebte, real existierende Kirche schaue, so ist ein entscheidender Grund, diese Kirche zu lieben und sie nicht zu verlassen immer wieder der, daß Gott selbst 2000 Jahre und darüber hinaus seine Kirche ertragen hat und die Lust an ihr nicht verloren hat. Die Unfähigkeit vieler Gemeinden und Christen, sich in die Sehnsucht Gottes nach dem Verlorenen hineinnehmen zu lassen, hat viele Ursachen. Wir haben auf diesem Kongreß darüber noch zu wenig geredet. Mein Eindruck aus der Begegnung mit den Frommen ist: Viele können selber nicht wirklich von Herzen glauben, daß Gott Lust an uns Menschen hat und sich in Sehnsucht nach uns verzehrt. Daß er an unserer Gleichgültigkeit ihm gegenüber leidet. Und daß er sich lustvoll freut, wenn eine verlorene Tochter oder ein verlorener Sohn ihm in Liebe antwortet.

Ich sagte schon: Gott vergleicht sich mit einem Vater und einer Mutter und der Beziehung zwischen den Kindern. Ich selber bin Vater zweier Kinder. Ich bin, Gott sei Dank, in meinem Leben vor großem Unglück und Leid bewahrt worden. Aber dies wäre wohl das Schlimmste und Schrecklichste, wenn irgendwann einmal mein Sohn gekommen wäre und gesagt hätte: „Vater, ich hasse dich. Ich kann die Enge, die du um dich herum verbreitest, für mein Leben nicht mehr ertragen. Ich glaube nicht, daß du mich wirklich liebst. Du gängelst mich.“ Und wenn mein Sohn dann ohne einen Gruß abgehauen wäre, und ich später gehört hätte, daß er irgendwo in einer Großstadt an der Nadel hängt und sich zu Tode kiff: Meinen Sie, daß ich als Vater noch froh gelaunt und locker sein könnte? Und wenn irgendwann später meine Tochter losgezogen wäre, vielleicht

ohne etwas zu sagen, einfach von heute auf morgen weg gewesen wäre. Und ich hätte später gehört, daß sie im Rotlichtviertel von München auf den Strich geht: Mein Herz wäre gebrochen. Ich wüßte nicht, woran ich mich noch freuen könnte. Als ich begriffen habe, daß genau das Gott milliardenfach passiert ist und passiert, konnte ich nicht mehr an einen Gott glauben, der emotionslos überm Sternenzelt die Welt regiert. Da habe ich in Gott den erkannt, der sich nach den Verlorenen die Augen ausheult. Und der nicht ruhen wird, bis er den letzten verlorenen Sohn und die letzte verlorene Tochter zurückgewonnen hat.

Das Neue Testament bietet viele Deutemuster für das Kreuz, das Leiden und Sterben Jesu, an. Ich bin dankbar dafür. Ich achte und schätze wert den Gedanken des Opferlamms, das die Sünden der Welt trägt und damit auch mich mit Gott versöhnt. Aber ich erkenne im Kreuz auch dieses: Es ist für mich der Ausdruck des Liebeskummers Gottes. *So sehr hat Gott die Welt geliebt!* Das Kreuz ist das Zeichen für eine Liebe, die nicht erwidert wird. Diese Liebe führt in einen tiefen Schmerz. Burghard Krause hat am ersten Tag gesagt: *Nur wenn wir Gottes Schmerz am Menschen teilen, werden wir auch kraftvolle Zeugen seiner Lust am Menschen sein*. Ich denke, der Grund dafür, daß viele Christen nicht wirklich eintauchen in den Schmerz Gottes und nicht wirklich Anteil nehmen an den Leiden Christi um das Verlorene, liegt darin, daß sie ständig um ihre eigene Frömmigkeit bemüht sind. Viele glauben an einen erhabenen Gott, den sie in ihren Gottesdiensten loben, der aber gleichgültig und apathisch dem Leiden gegenüber steht. Der sich nur aus juristischen Gründen und um seiner höheren Ehre willen um uns kümmert. Dieser Gott wird mich nie bewegen und mitreißen können, um zum Menschen zu kommen. Und ein zorniger Gott, der uns Angst macht, wird uns nie die Sehnsucht nach dem Verlorenen ins Herz senken. Aber ein Gott, der in Jesus seine Lust auf uns Menschen offenbart hat, dieser Gott kann uns bewegen.

Wissen Sie, was ich glaube? Wir brauchen solche Tagungen wie diese. Wir brauchen die theologische Auseinan-

dersetzung über die Frage nach der Evangelisation. Wir brauchen praktikable Modelle für unsere Gemeinden. Vor allem aber brauchen wir eine Predigt von der sehnsuchtsvollen Liebe Gottes. Damit die Herzen unserer Gemeindeglieder weit und weich werden. Damit sie wirklich bei Gott eintauchen; bei diesem Gott eintauchen, um dann auch bei den Armen wieder aufzutauchen. Es gibt viele gute Motivationen für Evangelisation. Wissen Sie, was mich getrieben hat und treibt? Ich will als Prediger nicht die Welt erlösen, das macht Christus. Ich will die Welt nicht beglücken, die hat auch so viel Freude. Ich will die Kirche nicht voll kriegen. Ich möchte nur mit meinem bescheidenen Dienst ein Stück dazu beitragen, daß Gott sich im Himmel freut. Ich möchte mit jedem Menschen so reden, daß er sich umwendet und sich der Liebe Gottes zuwendet. Damit es im Himmel Freude gibt. Das wäre vielleicht eine neue Weise der Evangelisation und Verkündigung, in der wir nicht mehr krampfhaft versuchten, den Menschen deutlich zu machen, wie sehr sie Gott brauchen. Sondern in einer Zeit, in der Menschen nicht mehr wissen, wozu sie da sind und was sie eigentlich wert sind, ihnen zu sagen: Gott braucht euch! Vielleicht müßte der Satz dann nicht mehr heißen: Gerade du brauchst Jesus!, sondern vielleicht müßte er heute wirklich heißen: Gerade dich braucht Jesus! Amen.

Eckard H. Krause, Hanstedt



EIN ERGEBNIS

Villigster Anstöße für eine Kirche im Umbruch

Der Kongreß schloß mit der Verabschiedung dieses Textes durch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Im September 1999 sind 170 Menschen, überwiegend hauptamtliche Theologinnen und Theologen aus verschiedenen evangelischen Landeskirchen (Westfalen, Rheinland, Hannover und anderen), zu dem Kongreß „Gottes Lust am Menschen“ in Schwerte-Villigst zusammengekommen, um sich über die Auswirkungen des lebensweltlichen Kontextes und des gesellschaftlichen Wandels auf die Praxis der Evangelisation klar zu werden. 140 von ihnen haben das Positionspapier „Kontextuelle Evangelisation im gesellschaftlichen Wandel – Herausforderung zur Erneuerung von Kirche und Gemeinde“ unterschrieben, welches das Ergebnis des Konsultationsprozesses „Ganzheitliche Evangelisation“ war.

Ein weiteres Ergebnis der Tagung sind diese „Villigster Anstöße für eine Kirche im Umbruch“, die mit überwältigender Mehrheit verabschiedet wurden. Sie sind gedacht als Selbstverpflichtung und als Einladung zu konstruktiver Auseinandersetzung mit dem Ziel einer lebendigen Erneuerung unserer Kirchen.

Selbstverpflichtung

Wir wollen im Auftrag Jesu Christi auf die Menschen zugehen und ihnen Gottes rettende Liebe in Wort und Tat bezeugen. Dabei sagen wir allem volkskirchlichen Selbstmitleid ab, das sich nach angeblich besseren Zeiten zurücksehnt. Statt Abbau und Schrumpfung der Kirche als unabänderlich zu beklagen, wollen wir zuversichtlich nach Wegen ihrer spirituellen Erneuerung beziehungsweise Belebung suchen.

Als Mitarbeitende in der Kirche wollen wir neu aus den Quellen des Wortes Gottes schöpfen, die Dynamik des Heiligen Geistes für uns in Anspruch nehmen und den Austausch und die gegenseitige Ermutigung in geschwisterlicher Gemeinschaft suchen und pflegen.

Wir setzen uns für ganzheitliche evangelistische Modelle und Projekte ein, die persönliche Begegnungen ermöglichen, geistliche Lebensvollzüge in überschaubaren Gruppen einüben und soziale Strukturen in Richtung auf mehr Gerechtigkeit verändern.

Erwartungen

Wir erwarten von unseren Kirchen, daß die Starrheit des bisherigen parochialen Systems durchbrochen wird, um Veränderungsprozesse auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche zu ermöglichen. Ein struktureller auf Personenzahlen und Gebäude fixierter volkskirchlicher Fundamentalismus erschwert jede konsequente Evangelisationspraxis.

Wir erwarten von unseren Kirchen, daß sie auf allen Ebenen zielorientierte Pläne für eine koordinierte Gemeindeentwicklung, gemeinsame Öffentlichkeitsarbeit und missionarisches Engagement entwickeln.

Wir erwarten von unseren Kirchen, daß sie ihren synodalen Beschlüssen und Erklärungen bezüglich Mission und Evangelisation Taten folgen lassen. Wir brauchen dringend Alphabetisierungs-Programme für die Glaubensvermittlung im Sinn eines missionarischen Katechumenats.

Wir erwarten von unseren Kirchen, daß sie ihr Ausbildungssystem für Pfarrerinnen und Pfarrer dahingehend verändern, daß diese auf die missionarischen Herausforderungen des kirchlichen Alltags vorbereitet werden. Das bisher einseitig universitäre Studium bedarf dringend der Ergänzung durch praktische Lern- und Erfahrungsfelder im Bereich der Evangelisation. Zudem muß die Förderung einer gewinnenden Spiritualität in allen Ausbildungsphasen Priorität haben.

